

Allgemeine Literaturzeitung.

N^{ro.} 52.

Freitag, den 1. July

1814.

Philosophie.

Grundrifs der Geschichte der Philosophie. Für den akademischen Unterricht, von Dr. *Wilhelm Gottlieb Tennemann*. Leipzig, bey *Joh. Ambros Barth*, 1812. gr. 8. S. 368. (I. L.)

Nicht ohne Erwartung wird der Leser diesen Grundrifs der Geschichte der Philosophie in die Hand nehmen, da sein Titel den Namen eines Gelehrten verkündet, der durch sein größeres Werk in diesem Fache (*Geschichte der Philosophie*, Leipzig 1798—1811 bis jetzt 8 Bände, gr. 8.) schon berühmt geworden ist. Um so dringender scheint es die Wissenschaft zu fordern, vorgefassten Meinungen zu begegnen, und was bey dem grösseren Werke noch nicht zur Sprache gekommen ist, hier in Anregung zu bringen. Denn nichts ist dem Gedeihen der Wissenschaft nachtheiliger, nichts ihre freye Entwicklung hemmender, als der unbedingte Glaube an die Richtigkeit einer von einem berühmt gewordenen Manne aufgestellten Ansicht und Behauptung, da es so leicht geschieht, das sich an die ersten unkritischen Nachbeter eine immer grössere Zahl von blinden Anhängern anschliesst.

So groß die Verdienste *Kant's* um die Philosophie und die Erwachung des wissenschaftlichen Geistes der Deutschen sind, so nachtheilig wirkte, wie auch der größte Verehrer jenes unsterblichen Mannes nicht läugnen wird, wenn er unbefangen urtheilen will, der Rationalismus der sogenannten Kantianer auf die freye und unbefangene Forschung im Gebiete der Wissenschaft. Von der einen Seite nämlich entsprang aus der Überzeugung, das mit der Kantischen Philosophie der schon so lange gesuchte Stein der Weisen endlich gefunden sey, ein gewisser Hochmuth, der auf die früheren Bestrebungen des menschlichen Geistes lächelnd herabsah, und wohl auch naiv sich ver-

Siebentes Heft.

wunderte, wie es nur möglich gewesen, das die Menschen so lange in der Blindheit leben konnten; von der andern Seite jenes beschränkte, engherzige Vorurtheil gegen alles, was die Grenzen des Erkenntnißvermögens zu überfliegen schien, jenes ängstliche Bemühen, alles, was nur von Ferne auf Mystik hindeutet, in den Augen des unkundigen Publikums verdächtig zu machen, damit nicht etwa ein freyerer Geist jene von der kantischen Philosophie dem Erkenntnißvermögen gesetzte Schranken durchbrechen, und das mit mühseliger Kunst aufgeführte Gebäude niederreißen möchte.

Was nun in's besondre die Art und Weise betrifft, wie sich der Kantianismus im Gebiete der Geschichte der Philosophie äußerte, so bietet uns nicht bloß das grössere Werk des Verfs., sondern auch der vor uns liegende Grundrifs die unzweydeutigsten Belege dar. Aus dem kantischen Rationalismus nämlich ist zuerst jene eines unbefangenen Geschichtschreibers (dessen erste Pflicht es seyn muß, das Vergangene in dem ihm eigenthümlichen Geiste aufzufassen, und nicht nach einem modernen, einseitig gewählten Mafsstabe es zu beurtheilen) durchaus unwürdige Ansicht geflossen, das die ältere Philosophie gleichsam als unmündig zu betrachten sey, und erst der neuere Rationalismus, der die Vernunft und das gesammte Erkenntnißvermögen ausgemessen, die Philosophie als ein System von Vernunftkenntnissen zu Stande gebracht habe. Bey den Griechen, sagen sie, befand sich die Vernunft noch in der Kindheit; daher sehen sie auf die Jugend und erste Entwicklung des philosophischen Geistes mitleidig herab, und weisen ihm wohl auch mit naiver Gutmüthigkeit seine Verirrungen und Mißgriffe nach. Zweytens wird mit ängstlicher Sorgfalt alles, was von der rationalistischen Ansicht und der Nüchternheit des reflectirenden Verstandes abweicht, ausgetrieben, und absichtlich nur Gerippe des philosophirenden Geistes der Menschheit zusam-

mengetragen, und dieß nennen sie *Geschichte*, und zwar *Geschichte der Philosophie*: als wenn nicht die *Geschichte*, wenn sie ein in sich zusammenhängendes, sich aus sich selbst entwickelndes Ganzes darstellen will, alles mit dem Wesen ihres Gegenstandes in unmittelbarer oder mittelbarer Berührung stehende, mit gleicher Unparteylichkeit aufnehmen, und der Harmonie des Ganzen einfügen müßte; und als wenn die Philosophie nicht der lebendige Geist des höheren Lebens selbst, sondern der nur den Gesetzen unsers Erkenntnisvermögens mit kalter Besonnenheit nachforschende Verstand wäre. Und was ihnen Philosophie ist, das verlangen sie, hätte auch den geistvollen Alten Philosophie seyn sollen; und so dringen sie ihnen eine durchaus fremdartige Ansicht und Betrachtungsweise auf. Also die jonischen Naturphilosophen, Pythagoras, Platon, Aristoteles, die Neuplatoniker, die Scholastiker und Mystiker u. s. w. hätten, um mit Recht Philosophen genannt werden zu können, alle *eine* Ansicht und Tendenz haben müssen! Als wenn nicht gerade in diesen so verschiedenen Betrachtungsweisen, von denen jede nicht in der Willkür der menschlichen Reflexion, sondern in der Gesamtbildung und Entwicklung der Menschheit ihren tiefen Grund hatte, die wunderbare Fülle des geistigen Lebens der Menschheit sich offenbarte. Derjenige, der es unternehmen wollte, eine *Geschichte der Philosophie* zu schreiben, sollte zuvor in den Tiefen der *Geschichte der Menschheit* forschen, um sich sowohl mit den allgemeinen Bildungsgesetzen des Lebens der Menschheit, als auch mit dem besondern Geiste einer jeden Epoche vertraut zu machen, und gleichsam in das verborgene Gemüth jedes Zeitalters und jeder Nation zu schauen; denn nur dieses kann über die äußern Erscheinungen des Lebens, der zeitlichen Formen nämlich, in denen sich der innere Geist ausprägte, das wahre Licht verbreiten. Nur die Überzeugung also, daß auch die Philosophie ein wesentliches, organisches Glied in der Gesamtbildung und Entwicklung der Menschheit ist, und ihr geschichtliches Leben als organisch, das heißt, als in Wechselwirkung stehend mit dem Gesamtleben der Menschheit, mit der Religion, der Staatsverfassung und der klimatischen und geographischen Lage eines Volkes, betrachtet werden muß, kann zu einer wahrhaften *Geschichte der Philosophie* führen, nicht jene einseitige Betrachtungsweise, welche das Philosophische, und in dieser Sphäre wieder nur das Rationalistische als etwas rein abgesetztes und für sich bestehendes auffaßt, hey einem berühmten Philosophen also nicht die Frage aufwirft, was er überhaupt und für sein Zeit-

alter war, sondern was er über diese und jene Gegenstände für Ansichten hatte.

Vor allem verkehrt ist jene Meinung, daß die eigentliche Philosophie erst mit dem Erwachen der besonnenern Vernunft und mit der sogenannten Ausmessung des Erkenntnisvermögens als Wissenschaft begonnen habe, da es doch jedem unbefangenen einleuchten muß, daß wir durch die Bestrebungen der neueren Philosophie nur im Formellen der Philosophie gewonnen haben, in Rücksicht des Materiellen aber (jener Hauptgegenstände der Speculation, der Lehre von Gott, von der Seele u. s. w.) unsere Philosophie um so schwankender und seichter geworden ist, je mehr der logische, reflectirende und rasonnirende Verstand das lebendige Gefühl und die begeisterte Phantasie verdrängt hat; und in der That, hätte nicht das Christenthum den Glauben noch etwas aufrecht erhalten, unser Wissen hätte sich, auf dem dürren Pfade der bloß kritischen und formellen Forschung consequent fortschreitend, endlich in den vollkommensten Scepticismus auflösen müssen.

Auch hier müssen wir das Gesetz des zeitlichen Lebens uns vor Augen stellen, wenn wir das Räthsel lösen wollen, wie es möglich sey, daß sich der menschliche Verstand so entgeisten könne. Wahrlich, überall finden wir die Sache selbst früher gebildet, als das Gesetz der Bildung ergründet wird; und das, was früher von selbst entstanden ist, suchen wir, wenn es sich seiner Auflösung schon nähert, durch die Erkenntnis seiner Bildungsgesetze, also formell, noch festzuhalten. Fassen wir nur das Lebendige, unmittelbare Daseyn eines Dinges in seiner harmonischen Wesenheit auf, so haben wir die vollständige Erkenntnis desselben; fragen wir aber bloß, nach welchem Gesetze es gebildet sey, und wie weit wir in sein inneres Wesen einzudringen vermögen, so wird diese Erkenntnis formell und subjectiv: jene vollständige Erkenntnis, in welcher die Anschauung des lebendigen Wesens, und das Begreifen seiner inneren Harmonie und seines Wechselverhältnisses zu den anderen Wesen in Eins zusammenfallen, verschwindet, und an die Stelle der wirklichen, lebendigen Erkenntnis tritt die Reflexion über die Erkennbarkeit des Dinges und die Schranke unseres Erkenntnisvermögens.

Die Philosophie, behaupten wir daher, war lebendige Wissenschaft von den göttlichen und menschlichen Dingen (wie die Alten sich ausdrücken), so lange noch der Geist des Menschen in der vollständigen Erkenntnis der Dinge lebte, d. h., so lange noch an dieser die Gesamtheit des Geistes ergreifenden Erkenntnis nicht bloß der kennende und reflectirende Verstand, sondern

auch das Gemüth und die Phantasie unmittelbaren Antheil hatten! doch so, daß bald die eine, bald die andere Geisteskraft vor der andern vorherrschte. Denn diese Vorherrschaft der einen oder der anderen, ist eben das, was den Charakter jeder besondern Philosophie bestimmt. Durchlaufen wir daher die Geschichte der Philosophie von den ältesten uns bekannten Zeiten mit geistigem Blicke, so finden wir in allen noch so verschiedenartigen Systemen die *eine* Grundrichtung, das Bedingte an ein Unbedingtes anzuknüpfen, und was die Sinnenwahrnehmung als zerstreutes, mannigfaltiges Leben auffast, auf die Einheit Eines Lebens und Wesens, Einer Urkraft oder Eines Grundgesetzes zurückzuführen. Das Gemüth wird dieses Ursprüngliche und Unbedingte anders auffassen und sich vorstellen, als die Phantasie und der reflectirende Verstand; und eben in dieser jeder Geisteskraft eigenthümlichen Betrachtungsweise liegt die Grundverschiedenheit der Philosophie. Das Gemüth nämlich geht unmittelbar vom Gefühle aus, und je mehr es mit der Phantasie verschwimmt ist, um so mehr wird es auch zu der geistigen Ansicht sich erheben; je mehr es sich aber zum Verstande herabneigt, um so mehr wird es an der Wirklichkeit und Erfahrung haften. Der Verstand entwickelt sich später, als das Gemüth und die Phantasie; darum können auch die empirischen, materialistischen und rationalistischen Ansichten in der Philosophie erst später hervortreten. Die älteste Philosophie der Menschheit ist dem noch im Paradiese der Unschuld lebenden Kinde zu vergleichen; von unbekanntem Ahnungen getrieben, mit phantastischen Wünschen erfüllt, alles mit ungetheilte Liebe umfassend, und selbst das Entfernteste in seine Nähe herabzaubernd, läßt es die Funken des göttlichen Geistes, die seine Brust entzünden, in begeisterten Reden ausstrahlen. Die erste Philosophie ist Religion; darum war die Philosophie der orientalischen Völker ganz religiös, und zwar die der Indier, des ältesten cultivirten Volkes, von dem wir Kunde haben, gemüthlich-religiös, die der Parser, Chaldäer u. a. phantastisch-religiös, und die der Sinesen verständig-religiös. Die gemüthliche Religiosität ist in Andacht und innere Beschauung des Göttlichen versunken; sie ist begeistertes Gefühl, das den mit der Gottheit erfüllten Menschen das Irdische verachten lehrt, so, daß er, gleich der stillen empfindsamen Pflanze, deren Lebensüßler Liebeshauch ist, und zarte Sehnsucht nach dem Sonnenlichte, als dem Urquell ihres Lebens, einzig dahin trachtet, seine Seele in die Wonne der göttlichen Liebe aufzulösen. Die phantastische Religiosität ist energische Begeisterung, le-

bendiges Handeln und Streben nach dem höchsten Ziele; ihr animalisches Wesen wird daher oft ausschweifend und abenteuerlich. Die verständige dagegen hat das Gefühl und die hohe Begeisterung verloren; sie sucht, da ihr der lebendige Glaube gebricht, alles nur noch durch das Raisonement und den abstracten Begriff festzuhalten, und löst sich endlich theoretisch in Scepticismus, und praktisch in todte Moral auf.

Die philosophischen Ansichten und Ideen also, die wir bey den orientalischen Völkern schon finden, müssen wir, je mehr sie in das Gewand der mythischen Religion gehüllt sind, und je weniger sie Spuren von der Reflexion des Verstandes an sich tragen, um so zuverlässiger für die ursprünglichen Philosopheme der Menschheit halten, für diejenigen Philosopheme, die gleichsam die unmittelbaren und unwillkürlichen Offenbarungen des in den Menschen wirkenden höhern Geistes waren, nicht aber das Erzeugniß der in der Getrenntheit vom Göttlichen lebenden Vernunft. Und diese Ur Ideen der Menschheit leben in den spätern Philosophien als Principien fort, so daß sich ein geheimes, geistiges Band durch die gesammte Geschichte der Philosophie hindurchschlingt, gleichsam ein innerer Genius, der die Speculation nach jeder Ausschweifung und Verirrung zu ihrem ursprünglichen Wesen zurückführt, indem er sie mit der Religion wieder versöhnt, mit der Religion, aus welcher die Philosophie ursprünglich erwachsen ist, und mit der sie anfangs in unzertrennlicher Eintracht lebte. Denn das Grundprincip aller Speculation ist die Idee des Göttlichen, als des Urgrundes und Endzwecks alles Lebens, und dieses ist auch das Grunddogma aller Religion; in der ältesten orientalischen Lehre aber fließt diese Idee als Dogma und Princip in Eins zusammen.

Vergleichen wir nun die Ansichten der spätern rationalistischen Philosophie vom göttlichen Wesen, von der Weltbildung, von der Seele u. s. w. mit jenen nicht nur durch ihre Alterthümlichkeit, sondern auch durch ihren tiefen Geist und lebendigen Sinn geheiligten Aussprüchen, so zeigt sich recht auffallend die Dürftigkeit des menschlichen Verstandes, der durch formelle Begriffe, durch mühsame Unterscheidungen und logische Bestimmungen das noch festzuhalten sucht, was im Gemüthe und in der Phantasie schon erloschen ist. Und von diesen ursprünglichen Philosophemen, die doch als der Grundstein der spätern Philosophie, z. B. der griechischen, zu betrachten sind, will der Rationalist nichts wissen; ja, er würdigt sie nicht einmal einer Erwähnung, und beginnt ganz abrupte, indem er nicht einmal den unverkennbaren Zusammenhang der ältesten

griechischen Philosophie (des Thales und seiner Nachfolger) mit den früheren, mythisch-religiösen Ansichten eines Orpheus u. a. beachtet. —

Die Einleitung des vorliegenden Grundrisses, um auf diesen zurückzukommen, handelt vom Begriffe, Umfange, von der Methode, dem Zwecke und der Literatur der Geschichte der Philosophie, und enthält im zweyten Abschnitte einige vorbereitende Bemerkungen über den Gang der philosophirenden Vernunft, S. 1—55. Der erste Theil umfaßt die griechische Philosophie, von Thales bis auf Proclus und Damascen (600 J. v. Chr. bis 500 J. nach Chr.), *freyes Streben der Vernunft nach Erkenntniß aus Principien ohne Kritik*, S. 36—152. Nur auf das auffallendere wollen wir hier aufmerksam machen. S. 41 heißt es: Wasser war ihm (dem Thales) einigen einseitigen Beobachtungen zu Folge das Erste, woraus alles entstanden ist (Aristotel. *Metaphys.* I, 3). Wer mit den Philosophemen der Inder, des Orpheus u. a., mit den mythologischen Ideen der Griechen vom Okeanos, dem Vater der Götter und aller Dinge (s. *Platons Cratyl.* 402. B. *Theaetet.* 152. C. 179. C. Vergl. *Cerda* zu *Virgil. Georg. IV.* 382. u. a.) bekannt ist, wird diese Erklärung, wenn sie auch die Autorität des Aristoteles für sich zu haben scheint, widersinnig finden. Eben so die Äußerung S. 48, daß Pythagoras die Zahlenlehre wegen ihres räthselhaften Wesens als die Quelle aller philosophischen Erkenntnisse betrachtet habe. Über die Zahlenlehre der Pythagoreer (der Verf. schreibt falsch *Pythagoräer*) werden wir den gehörigen Aufschluß erst erlangen, wenn uns die Philosopheme der Sinesen u. a. orientalischer Völker vollständiger mitgetheilt werden. Mehrere theils zweifelhafte, theils unrichtige (z. B. S. 80 daß Platons Familie von *Solons* Geschlecht abgeleitet, und S. 81 eine geheime Philosophie, *ἄγραφα δόγματα*, ihm zugeschrieben wird) wollen wir nicht weiter berühren. S. 82 heißt es: „Insofern die Erfahrungsobjecte mit den Ideen theilweise znsammenstimmen, muß es ein gemeinschaftliches Princip der Objecte und der erkennenden Seele geben, welches Gott ist, und nach den Ideen die Objecte gebildet hat.“ Als wenn ihm die Idee des Göttlichen oder Guten, welche ihm die erste und höchste aller Erkenntnisse war, etwas rationalistisch gefolgertes und aus Prämissen geschlossenes, also *bedingtes*, gewesen wäre! Dieß ist wahrhafte Versündigung gegen die heiligen Mauen des göttlichen Platon. Eben so S. 84: Vieles hat Plato anderen Philosophen, besonders den Pythagoräern, die ihn auf einen Hauptgedanken, daß alle endliche Objecte mit der Welt aus einem veränderlichen Wesen und einer Form bestehen (!), führten, zu verdanken u. s. w. Auch

darin können wir dem Verf. nicht beystimmen, daß er Platon's Philosophie als Rationalismus bezeichnet; überhaupt scheint der Verf. keine Ahndung von dem eigenthümlichen, höheren Geiste der Platonischen Philosophie zu haben, wie nämlich Platons Streben nicht dahin ging, ein besonderes System aufzustellen, sondern den Geist von den Vorurtheilen und falschen Meinungen seiner Zeitgenossen zu reinigen, in edlen Seelen die Liebe zum Schönen und Göttlichen zu erwecken, und sie der wahrhaften Seligkeit eines tugendhaften, gerechten und frommen Lebens theilhaftig zu machen. Der Platonismus ist der Geist der Philosophie selbst, gleichsam der reine, aller irdischen und besondern Form entkleidete Genius der philosophirenden Menschheit. — Vieles andere müssen wir übergehen, um nicht die Grenzen unserer Beurtheilung zu überschreiten.

Der zweyte Theil begreift die Geschichte der Philosophie des Mittelalters oder der Scholastik, von 800 J. n. Chr. bis 1500: *Streben der Vernunft nach Erkenntniß unter dem Einflusse eines fremden Princips und bestimmter Normen*. S. 163—196. Auch in der Charakteristik der Philosophie des Mittelalters finden wir nur die gewöhnlichen Ansichten. So S. 165: „und es mußte sich ein subtiler grüblerischer Geist erzeugen, der in leeren Formeln und einer Spielerey mit Begriffen seine Befriedigung gefunden zu haben wähnte.“ Das innere Wesen dieser Philosophie, aus welchem die Vorherrschaft der Dialektik nothwendig erfolgte, war das erhabene, in der Tiefe der menschlichen Vernunft gegründete Streben nach freyer Forschung und Erkenntniß auch desjenigen, was von außen gegeben und mit dem Christenthume als heiliges Dogma gesetzt war. Je mehr der Geist in Rücksicht auf den Stoff gebunden ist, um so freyer und üppiger bewegt er sich in der Form; darum erzeugte eben jene religiöse Gebundenheit das freyeste Spiel der Dialektik: der Scholastiker suchte die ihm mit dem Christenthume gegebene Philosophie (die neuplatonische der Kirchenväter vornehmlich) durch die dialektische Begründung und Beweisführung gleichsam zum freyen Erzeugnisse seines Geistes zu machen, und so das Fremdartige in ihr aufzuheben. Demjenigen, dem es durch das tiefere Studium der Geschichte einleuchtend geworden ist, daß alles in einem organischen Zusammenhange mit einander steht, und durch ein geheimes, geistiges Band in einander verkettet ist, muß die Ansicht, daß die Philosophie eines Zeitalters in der Willkür, Beschränktheit, der Geistlosigkeit oder Blindheit der philosophirenden Individuen ihren Grund habe, höchst oberflächlich erscheinen; und wenn der logische Rationalist,

der nur auf die äußere Erscheinung sieht, das Ganze aber in seinem tieferen Zusammenhange nicht betrachtet, den Scholastiker einen leeren, spitzfindigen Grübler nennt, den Mystiker dagegen einen blinden Schwärmer, so wird der tiefer blickende, gerade in diesen so großen Erscheinungen, in diesem Gegensatze der Scholastik und Mystik, die gleichzeitig blühten, die hohe Kraft und Lebendigkeit des Geistes der damaligen Zeit bewundern, und beyde sich entgegengesetzte Erscheinungen aus dem einen Grundprincipe des lebendigen, begeisterten Glaubens abzuleiten wissen; denn der lebendige, begeisterte Glaube, die Phantasie der Religion, wird sich da, wo das Gemüth vorherrscht, als die innigste Versunkenheit in die unergründliche Tiefe des göttlichen Wesens, d. h., als ächte Mystik darstellen, da hingegen, wo der Verstand vorwaltet, als freyes, dialektisches Leben erscheinen.

Die dritte Periode faßt die neuere Philosophie in sich, von dem 15. Jahrh. bis auf die neuesten Zeiten, mit der Überschrift: *Freyes, selbstständiges, immer tiefer eindringendes Forschen nach den Gründen, und Streben nach systematischer Einheit der Erkenntnisse*, von S. 201 bis zu Ende. Die Scholastik wird bekämpft durch die Reproduktion und Combination aller Systeme, bis zur Hälfte des 17. Jahrhunderts. — Zweyte Periode bis gegen das Ende des 18. Jahrhunderts: *Production relativ neuer Systeme, mit besonderer Rücksicht auf festere Begründung, größere systematische Einheit und Vollendung einzelner Theile auf dem Wege des Dogmatismus, mit ernstlichen Angriffen des Scepticismus*. — Dritte Periode: von dem letzten Fünftheil des 18. Jahrhunderts bis auf die neuesten Zeiten: *Versuch einer Verständigung der philosophirenden Vernunft durch die kritische Methode, nebst den dadurch veranlaßten Streitigkeiten, Bewegungen der neuen dogmaticistischen Versuche, durch Erkenntniß des Absoluten alle Wissenschaft zu vollenden*. S. 205. Dafs die Mystiker und Theosophen auch in dieser Periode als abenteuerliche und regellose Träumer dargestellt werden, ohne dafs auf ihren sehr häufig, so glücklich treffenden Tiefsinn aufmerksam gemacht wird, hängt zu sehr mit der bekannten Denkweise des Verfs. zusammen, als dafs es auffallend erscheinen könnte.

So wenig wir nun mit dem Geiste dieses Grundrisses und den Ansichten des Verfs. im Allgemeinen einverstanden seyn können, so dankbar erkennen wir doch die fleißige und sorgfältige Zusammenstellung des historischen, und die literarische Ausführlichkeit an; und waren die Verdienste, die sich der Verf. in seinem größeren Werke

um das historische und literarische der Geschichte der Philosophie erworben hat, schon sehr groß, so werden sie durch diesen Grundriß, in welchem er uns das Ganze der Geschichte der Philosophie, nach seiner Ansicht, so falsch und möglichst ausführlich vorlegt, noch erhöht. Doch wird leider die Brauchbarkeit dieses Grundrisses durch die Menge von Druckfehlern und unrichtigen literarischen Angaben sehr gemindert. — Möge uns der würdige Verf. bald mit der Vollendung seines größeren Werkes erfreuen!

Orientalische Literatur.

Voyages du Chevalier Chardin en Perse, et autres lieux de l'Orient, enrichis d'un grand nombre de belles figures en taille douce, representant les antiquités et les choses remarquables du pays. Nouvelle edition soigneusement conférée sur les trois editions originales, augmentée d'une Notice de la Perse depuis les tems les plus reculés jusqu' à ce jour, de notes etc. Par L. Langlès Membre de l'Institut, un des Administrateurs Conservateurs de la Bibliothèque Imperiale, Professeur de Persan à l'école speciale des langues orientales vivantes, Membre de la Société Royale de Goettinge, de la Société d'emulation de l'Île-de-France, du Musée de Francfort. Paris Le Normant Imprimeur-Libraire. 1811. Zehn Bände. gr. 8. mit einem Foliobande von 77 Kupfertafeln in Fol.

La Perse, ou tableau de l'histoire du Gouvernement de la religion, de la litterature etc. de cet empire, des moeurs et coutumes de ses habitans: par Am. Jourdain. Ouvrage orné de gravures faites d'après des peintures persanes. A Paris, chez Ferras libraire rue des Grands-Augustins No. 11; et J. B. Imbert libraire, Boulevard Saint Martin No. 27. 1814. Fünf Bändchen. Duodez.

Persien, das seit der Hälfte des verflossenen Jahrhunderts durch innerliche Unruhen und Zerrüttungen aus der Reihe großer, auf den Westen einwirkender östlicher Mächte gleichsam ver-

schwunden war, hat in der jüngsten Zeit, und besonders seit *Fath Ali Schah's* Regierung, durch seine Kriege mit Rußland und seinen Gesandtschafts-Verkehr mit Frankreich und England von neuem die Aufmerksamkeit Europa's auf sich gezogen. Englische und französische Gelehrte, Offiziere und Diplomaten zu politischen Geschäften verwandt, haben der literarischen Welt über ihre Sendungen öffentlichen Bericht abgestattet, und durch die Beschreibung ihrer Reisen die jüngsten Beyträge zur näheren Kenntniß des persischen Reichs in seinem heutigen Zustande geliefert. So erhielten wir die Reisen *Olivier's* und *Gardanne's*, die von *Franklin*, *Scott Waring*, *Macdonald* und *Morier*, und haben die des englischen Orientalisten *Sir William Ouseley*, der seinen Bruder *Sir Gore* auf seiner Gesandtschaft nach Persien begleitete, und die des französischen Hofdolmetschers *Hrn. Jaubert*, noch zu erwarten. Neben diesen reisebeschreibenden Werken kamen auch sowohl in Frankreich als Deutschland historische Compilationen in Vorschein, welche über die neueste Geschichte und den neuesten Zustand Persiens neues Licht zu verbreiten versprochen, wie z. B. *Histoire des revolutions de Perse par Picault*, und *Reichards Gemälde von Persien*, die aber den erregten Erwartungen keineswegs entsprachen. Unter allen diesen Geschicht- und Reisebeschreibern Persiens bleibt der älteste derselben, *Chardin*, immer noch der vorzüglichste, und bey den immer seltner werdenden drey französischen Ausgaben dieses Werks, war es eine sehr löbliche Unternehmung des französischen Orientalisten, *Hrn. Langlès*, die vor uns liegende neue Auflage zu veranstalten, und sich hierdurch um Persien dasselbe Herausgeberverdienst wie um Ägypten und Indien zu erwerben. Gleich löblich sind die Bemühungen eines anderen französ. Orientalisten, *Hrn. A. Jourdain*, der in dem kleinen Raume von fünf Duodezbandchen, sowohl aus den genannten als aus anderen noch unbenützten Quellen persischer Geschichte viel interessantes und wichtiges zusammengedrängt, und hierdurch dem Bedürfnisse der flüchtigeren Lesewelt, die vor den zehnen Bänden *Groscoctav Chardin's* zurückfährt, und die obengenannten englischen Werke nicht alle zu Gesicht bekommen kann, abgeholfen hat. Die Kupfer, wiewohl nicht so gut und zahlreich als die im vorigen Jahrgange dieser Lit. Zeit. S. 12 angezeigten *Moeurs, usages costumes des Othomans par Castellan*, haben doch wenigstens das unverkennbare Verdienst, nach persischen Originalzeichnungen verfertigt zu seyn, und wir wünschen, daß *Hr. Jourdain* durch den Abgang dieses Werkes in den Stand gesetzt werde, seinem Versprechen gemäß, auch

über andere Reiche des Orients ähnliche Arbeiten zu liefern.

Bey dem seit mehr als einem Jahrhunderte allgemein gewürdigten Verdienste von *Chardins* vortrefflichem Reiserwerke ist es überflüssig, dasselbe hier neuerdings Allen, die sich eine gründliche Kenntniß Persiens erwerben wollen, als das Grundwerk vor andern anzuempfehlen, und wir würden es dabey bewenden lassen können, wenn nicht die zahlreichen, von *Hrn. Langlès* hinzugefügten Noten, ein paar Worte erforderten. Diese Noten aus anderen Reisebeschreibern und orientalischen Werken aufgehäuft, sind in so weit dieselben historische und geographische Erläuterungen aus fremden Werken genommen enthalten, schätzbaren Inhalts; nur thut es uns leid, bemerken zu müssen, daß dieß bey denen, von *Herrn Langlès* als Philologen an seinem eigenen Wissen hinzugefügten Sprachbemerkungen keineswegs der Fall ist, indem dieselben Nichts als ein formenloses Aggregat von Irrthümern, Fehlern und Sprachschnitzern sind, welche eine gleiche Unkunde des Türkischen, Arabischen und Persischen bewähren, und die Ausgabe also, statt zu zieren, völlig verunstalten.

Zur Bestätigung dieses Urtheils wollen wir nur einige Beyspiele anführen.

I. Band S. 41. *Lisez Kaboudan*, sagt *Hr. L.*, wir bitten aber *Capudan* zu lesen, denn پ und nicht پ ist der Lippenbuchstabe, womit im Türkischen und Persischen der *Capudanpascha* geschrieben wird, mit dessen zweyten Hälfte *Hr. L.* es noch weit mehr versteht als mit der ersten, denn *Bacha* sagt er Seite 42 *est l'emphatique du mot Bach tête!* dieses ist grundfalsch; *Bäscha* باشه (den Accent auf dem ersten a) ist ein Beyname, den man gewöhnlich den Janitscharen gibt, und der einigermaßen dem französischen *maitre* entspricht, wie *maitre Jacques* u. s. w. hat mit dem Worte باش, Kopf, das mit einem *Elif* geschrieben wird, gar nichts gemein, und ist noch viel weniger eine emphatische Formel. Ob *Paschá* aber mit einem P, und dem Accent auf dem zweyten a (ein Statthalter), aus *Paischah*, der Fuß des Königs, wie *Hr. L.* meint, zusammengezogen sey, wollen wir dahin gestellt seyn lassen.

Zweyter Band S. 99: *Les Persans donnent le titre de Sulthan à des officiers très inferieurs*. *Hr. L.* kennt also gar nicht den Unterschied zwischen *Sulthan* und *Soltan*, der nicht minder wesentlich und groß ist, als der zwischen *Bäscha* und *Paschá*. *Sulthan*, ein unumschränkter Herr und Gebieter,

wird **سلطان** *Soltan* aber, ein persischer Statthalter, wird **سلتان** geschrieben; ein Unterschied, der sich sowohl in der verschiedenen Aussprache des Vokalen, als in den verschiedenen Consonanten äußert. S. 110. *Arkaun est le plural persan de l'arabe Rohn soutien*. Jeder Anfänger weiß, daß der persische Plural in *An*, nicht von unbelebten Dingen gebraucht wird; noch ärger aber ist, daß Hr. L. nicht einmal weiß, das **اركان** *Erkan* wirklich der arabische pluralis fractus, und kein persischer ist. S. 136 und 288 kommt *penha* und *punha* als *refrege* vor, das weder *penha* noch *punah*, sondern *penah* **پناه** heißt.

Vierter Band S. 310 erklärt Hr. L. die mathematischen Wissenschaften *Ulumi riaset* als sciences d'embaras et de fatigues. *Riaset* heißt aber keines von beyden, sondern geistige Speculation und Enthaltsamkeit. S. 305. *Les chanteurs Kaïne, mot qu'on dit qu'il vient de Caïn; il n'est pas probable que les Orientaux puissent confondre le mot Quain avec la racine arabe Ghanna chanter*. Wer sollte, wenn er diess liest, nicht ganz zuversichtlich glauben, daß *Quain* der arabische Name von Cain sey? — Es ist aber auch kein Deutchen Wahres daran. Cain heißt auf arabisch *Kabil*, und Hr. L. ist es hier nicht besser ergangen, als wenn er, (wie es schon Hr. v. Claproth in seiner Abhandlung über die Uiguren gerügt,) aus *Mailla's histoire de la Chine*, französische Worte mit mandschuischen Buchstaben für mandschuisch ausgibt. Seite 308. *Rayyet vulgairement raaya sujets, plebs*. Nach diesem sollte man glauben, es sey dasselbe Wort nur verschieden ausgesprochen; das ist es aber keineswegs; den *Rayyet* **رعية** ist die einfache, und *Raaya* **رايا** die vielfache Zahl. Das ärgste aber bey allen in diesem Bande in die Augen springenden Versehen ist p. 13, wo das Wort *Dervisch* für ein arabisches erklärt wird, so wenig weiß Hr. L., daß *Der* (unser *Thor*) persisch ist, und daß *Dervisch* einen an die Thür gehörigen Armen bedeutete. Das arabische Wort ist *Sahid*, und bedeutet einen Eremiten.

Sechster Band S. 173. *On pourroit comparer les Sunnites aux protestans et les Chiïtes aux Catholiques romains*, ist gerade (wenn schon ein Vergleich angestellt werden soll) umgekehrt wahr; denn die Sunniten sind die *Orthodoxen* *κατ' εὐνομίαν*, und die Schiiten haben sich von denselben erst getrennt, wie die Protestanten von den Katholiken, wie diess aus der Wurzel ihres Namens selbst (*se segreyavit*) erhellt. S. 177 kömmt das

Seitenstück von dem obigen persischen pluralis vor. *Musleman* sagt Hr. L. *c'est le plural persan de Moslem*. Nun ist aber *Musulman*, der Singularis der persischen Form, die als *Musulman* (nicht *Muselmann*) ganz unverändert in der deutschen Sprache eingebürgert ist. Hr. L. hat diese persische Form aus Unkenntniß derselben, mit dem Pluralis des arabischen *Moslim* (ein Rechtgläubiger) verwechselt, und sich daher gar sehr geirret.

Siebenter Band S. 393. *Quourban olim ces mots sont turcs; das ist keines von beyden, nicht das erste, das aus dem Hebräischen herkömmt, und nicht das zweyte, das olaim heißen muß. Olim, wie es Hr. L. hier im Texte stehn läßt und in der Note wiederholt, heißt Nichts. Curban olaim heißt aber, ich will dein Schlachtopfer seyn, und Hr. L. hätte dabey bemerken können, daß dieses Wort aus dem Hebräischen **קרבן** oder Türkischem **قربان** ins Englische übergegangen ist. Corban. S. 401. *Amarat signifie maison de plaisance, villa* sagt Chardin und Hr. L. *batiment*. Es wird aber *Imaret* gelesen und heißt vorzugsweise die zum Speisen der Armen bey den Moscheen gestifteten Gebäude.*

Achter Band S. 244 und schon Tom. III. S. 263 verwandelt Hr. L. willkürlich das arabische *Fares* ein Reiter, in *Farrach*, und macht dann einen gar nicht statt habenden Unterschied zwischen *Farach* und *Farrach*, das Erste sagt er, *appartient à la langue persanne*, und das Zweyte *à l'arabe*. Wenn Hr. L. seinen Meninski nachgeschlagen hätte, würde er belehrt worden seyn, daß die wahre Schreibart des bloß arabischen Wortes, weder *Farasch* noch *Farrasch*, sondern *Firasch* sey. S. 486 *Sayyed pluriel de Seid* sollte **سيان** heißen.

Neunter Band S. 204 setzt Hr. L. statt *Mocles* die richtigere Leseart *Mokhlefs* (i. *Mochlifs*) und beruft sich auf den Derwisch *Mocles* in der Vorrede von *Petit de la Croix's*, tausend und einem Tag. Wie mag Hr. L. durch diese Hinweisung und das dabey beobachtete Stillschweigen die Lesewelt in dem bisher schon seit einem Jahrhunderte gang und gäben Irrthume, daß die *Mille et un jours* acht persische Märchen seyen, bestärken. Dieser literarische Betrug ist zuerst in dem Morgenblatte, dann in dem Katalog der orientalischen Manuscripte der Wienerbibliothek Nro. 171, und jüngst in Eichhorns Literaturgeschichte der Osmanen aufgedeckt und gerügt worden. Die *mille et un jour* sind ein aus zwey türkischen Manuscripten mit französischen Zusatz und Abänderungen zusammengestoppeltes Machwerk des Hrn. *Petit de la Croix*, aber keineswegs ein Produkt eines persischen Derwishes *Mocles* oder *Mochlifs*, wie Hr. L.

hier glauben machen will, oder vielleicht gar wohl selbst glaubt, wiewohl er nur die seiner Hut anvertrauten Manuscripte Nro. 377 und 382 nachschlagen dürfte, um sich der Wahrheit zu überzeugen.

Eben so hätte er in dem nächsten besten persischen Wörterbuche die wahre Bedeutung so vieler anderer falsch übersetzten Wörter finden können. Z. B. in der Synonymik *Kemalpaschasade's*, das *Dastan* der Beyname Rostems gar Nichts mit *Dasitan* Erzählung gemein habe (S. Fundgruben des Orients III. S. 49). In den Auszügen aus der *Sunna* (Fundgr. des Orients I.) hätte er sehen können, das *Hadifs* und *Sunna* Eines und dasselbe sind, dann hätte er nicht angemerkt, *que les traditions (Hadith) ont presque autant de poids que la Sunna*. Mit einer nur etwas gründlichen Kenntniß orientalischer Sprachen und Geschichte hätte er nicht hingeschrieben, das das Wort *Cahwe* (Caffeh) nicht arabisch zu seyn scheine, weil es zu keiner Wurzel dieser Sprache gehöre; das *Saul* aus dem Stamme *Juda*, und nach Andern aus dem Stamme *Benjamin* sey; das *Chodai* (Gott) eine Verstärkung des Pronomen *Chod ipse* sey (während jeder Anfänger die schöne Etymologie desselben *Chod ai, ex se ipso veniens* kennt); das unter dem *Frankenland* das griechische Reich zu verstehen sey; das *Murtad* wörtlich einen verächtlich davon Gejagten bedeute u. s. w. Da die orientalischen Wörter in *Chardin* größtentheils entstellt sind, versuchte Hr. L. dieselben auf ihre wahre Schreibart zurückzuführen, war aber öfters sehr unglücklich in seinen Versuchen. So erkannte er in dem

Cagiavat *Chardins* nicht das *كجاوه* der Perser, in *Natocoun* das *تغخوان*, in *Qrel - coldachion* die

Worte *قرال خدا اشيان*, in *Douaagoud* das Wort *دماکو*, in *gouch - negui micoret* d. i. er ist seinen

Durst, die Worte *گرسنكي* *مبخورون*, in *tarah-*

zen, Höflichkeit, Complimente *تواضع*, ohne an-

derer Mißgriffe zu erwähnen. Was würde erst bey einer kritischen Beleuchtung der in den Noten übersetzten Texte des *Heft Iklim* und *Noshetol-Kolub* herauskommen! — Wenn es in einer dieser übersetzten Stellen heißt, „das eine Zeit war, wo die Mauern von *Rei* und *Isfahan* sich berührten, „so ist es sehr erlaubt zu bezweifeln, das es wirklich so im Original stehe. Eben so unglück-

lich als in der Bezeichnung arabischer und persischer Plurale, und in der Verbesserung fehlerhafter Schreibarten ist Hr. L. in seinen Etymologien. So findet er z. B. sehr wahrscheinlich, das *Elam* (*Eilam*), der Name Persiens in der Schrift *عيلام* aus *Iran ايران* verderbt sey! — So wird *Chardin* über seine Etymologie des Schahspieles *Schatrendsch* von Hrn. *Langlès* hergenommen, der es von *شترنگ*

dem persischen Namen der *Alraune* ableitet, weil diese menschliche Figur hat, und *Schah* auch mit menschlichen Figuren gespielt wird. Wie vergafs Hr. L., das dieser Namen indisch ist, und ein *viergetheiltes Heer* bedeutet. Das wäre eine so schöne Gelegenheit gewesen, von *Indien* und von *Samskrit* ein langes und breites zu sprechen. Er setzt hinzu: „*Les mots eche c et mat sont en effet la corruption de Chah Mat Le Roi est mort.*“ *Chardin* übersetzt besser *le Roi est etourdi ou cousterné*. Hr. *Langlès* beruft sich mit seiner Etymologie des *Schatreng* freylich auf *Th. Hyde*, aber blinder Glaube an großes Ansehen, wie groß dasselbe auch immer seyn möge, ohne eigene Untersuchung und Sachkenntniß, verleitet nicht selten zu den größten Irrthümern. Diefs ist Hrn. L. sowohl diessmal als schon früher in seinen Noten zu den *Moeurs et usages des Oshomans par Castellan*, beegnet, indem er hier dem *de la Croix*, dort dem *Cantemir* blindlings Irrthümer nachbetet. So erklärt er hier

z. B. nach jenem die *اخوان صفا Achwani Safa* (d. i. Brüder der Freude), eine berühmte Gesellschaft von Gelehrten, Verfasser einer Sammlung sehr geschätzter wissenschaftlicher Abhandlungen als *les freres Sosis*, mit denen sie gar nichts zu schaffen haben. Das die *de la Croix* und *Cantemir* bisher in dem unverdienten Rufe einer gründlichen Kenntniß der orientalischen Sprachen gestanden, ist aus ihren Werken, z. B. dem *état general de l'Empire ottoman*, und der *histoire de l'empire othoman* des Zweyten, durch gesammelte Beyspiele sehr leicht zu beweisen. Man kann eine Sprache obenhin verstehen; um die Welt aber als Philologe belehren zu können, wird eine gründliche und grammatikalische Kenntniß erfordert, in deren Ermangelung Hr. L. nicht, wie er bisher nur zu häufig gethan, seinen erborgten Namen eines gelehrten Orientalisten durch ähnliche Noten hätte auf das Spiel setzen sollen.

(Der Beschluss folgt.)

Wiener Allgemeine Literaturzeitung.

N^{ro}. 53.

Dienstag, den 5. July

1814.

Orientalische Literatur.

Voyages de Chardin, nouvelle edition par L. Langlès etc.

La Perse ou tableau de l'histoire, du Gouvernement de la religion, de la littérature de cet empire etc. par Am. Jourdain. (Beschlufs.)

Hr. A. Jourdain erklärt in der Vorrede seines Werks, daß er einen von Hrn. Langlès Verfahren abweichenden Weg einschlage. J'aurois pu, sagt er, accumuler les citations dans le cours de cet ouvrage, et me donner le vernis de l'erudition par l'étalage d'une science d'emprunt, et par l'indication de manuscrits arabes persans tures, de livres allemands anglais etc., dont j'aurois lu bien ou mal le titre et les premiers feuillets; mais le public n'est plus la dupe de ce genre de charlatanisme. So sehr wir diesen Charlatanismus hassen, so hätten wir doch gewünscht, daß Hr. J. an manchen Stellen, so wirklich über die persische Geschichte manche ganz neue, oder wenigstens nirgends sonst gedruckte Daten enthalten, und die augenscheinlich aus orientalischen Quellen geschöpft sind, dieselben hätte citiren mögen; denn wie Morier und Macdonald (den der Verf. ungewöhnlich nach seinem Vornamen Kinneir anführt) so hätten auch nebst *Devletschah* die andern Quellen, woraus der Verf. Belehrung hohlt und mittheilt, sehr leicht im Texte selbst, oder mit einem Worte unten genannt werden können.

Das Werk Hrn. Js. zerfällt in acht Bücher, wovon das erste von der Geographie, das zweyte von der Geschichte, das dritte von der Regierung, das vierte von der Gesetzgebung, das fünfte von der Religion, das sechste von den Sitten und Gebräuchen, das siebente von der Literatur und das achte von den Künsten Persiens handelt.

Was in dem ersten Hauptstücke über das alte Hyrcanien und Parthien gesagt wird, ist nach den persischen Quellen im III. Bande der Fund-Siebentes Heft.

gruben S. 322 u. 325, wo Parthien in *Faraschwadgar* und Hyrcanien in *Kurkan* deutlich begränzt wird, zu berichtigen. Die Bevölkerung, die Chardin auf 40 Millionen setzte, wird mit Macdonald auf 20 angegeben; die eigentlichen Perser heißen *Tadschik*, die eingewanderten Stämme, in welchen eigentlich die ganze Militärmacht des Reichs besteht, *Ilat*; diese zerfallen in vier große Unterabtheilungen nach den Sprachen: 1) die türkische, 2) kurdische, 3) Iorische und 4) arabische. Die unbekannteste von diesen, welche sich der Aufmerksamkeit künftiger Reisender empfiehlt, ist die Sprache Loristan's.

Die Städte, denen der Verf. besondere Capitel weihet, sind: *Tehran*, *Ispahan* und *Schiras*. Bey Gelegenheit der letzten wird in der Note das Lobgedicht Hafisens, auf diese seine Vaterstadt angeführt, das in der so eben bey *Cotta* erschienenen vollständigen Übersetzung vom deutschen Übersetzer auf seine Vaterstadt Grätz angewandt worden. Hr. A. Jourdain verwechselt, sowohl an diesem als an einem andern Orte, (V. S. 221) den Freyherrn von *Revizki*, den lateinischen Übersetzer einiger Oden Hafisens, mit dem Hrn. Grafen *Rzewuski* dem Gönner der Fundgruben des Orients; eine Verwechslung, die sich auch (beyläufig gesagt) in Hrn. *Guinguend's* Geschichte der italiänischen Literatur findet. Beschreibung der durch die Gesänge Hafisens verunsterblichten schönen Umgebungen von *Schiras*. Die Vorstadt *Mossala*, wo sein Grab; die Ufer des *Roknabad* des persischen Ilissus; das Gebäude der sieben Leiber (*Hefften*); das *Heptazonium* von *Schiras*; das *Dschihannuma* Weltenspiegel oder *Belvedere*; und der Sommerpallast *Tacht Kadschar*, der sich in Terrassen wie die Gärten von *Isola bella* erhebt, und wovon eine Abbildung beygefügt ist. Ein so eben im Bau begriffener Pallast trägt den Namen *Nigaristan* d. i. Bildersaal.

Das vorletzte Capitel des ersten Hauptstückes handelt von den Ruinen von *Persepolis*, in so weit als dieselben in eine Beschreibung Persiens nicht

mit Stillschweigen übergangen werden dürften; das letzte von den in Persien einheimischen Thieren. Was der Verf. von den persischen Pferden sagt: *qu'ils sont sans contredit les plus beaux du monde*, erleidet von Pferdekennern, die in Persien gewesen und sowohl die arabischen und persischen Pferde kennen, dennoch ein sehr starkes *contredit*. Die arabischen sind nicht nur die vortrefflichsten, sondern auch die schönsten, wenigstens in den Augen des Morgenländers; der Perser wetteifert übrigens mit dem Araber in sorgfältiger Behandlung, und im Schmucke des Pferdes; wie die Weiber ihre Finger mit Henna färben, färbet man Brust und Schenkel der Pferde damit roth. Von den Eseln werden hier zwey Gattungen, der persische und arabische angeführt, des dritten aber, des wilden oder Waldesels, geschieht keine Erwähnung, und doch ist's dieser eigentlich, welcher in so hohen Ehren steht, daß Könige sich nach demselben nannten (*Behramgur*), so daß er in persischen, biblischen und homerischen Gleichnissen zum Vorbilde der Helden ward.

Das zweyte Buch, die Geschichte beginnt zu Ende des ersten Bändchens, und läuft bis in das dritte hinüber. So willkommen dem Recn. die Abschnitte der fabelhaften alten Geschichte waren, so dürften dieselben in einem auf so kleinen Maßstab berechnetem Werkchen weggeblieben, oder doch um vieles abgekürzt worden seyn, dem Interesse der meisten Leser unbeschadet. Über die Dynastie der Arasaciden wollen wir nun bemerken, daß der in der Hauptstadt der Elymäer der Göttinn *Azara* gewidmete Tempel, kein Tempel des Mondes gewesen sey, indem *Azara* sonst auch *Zaphris*, nichts anders als *Sohre* der weibliche Genius des Morgensternes bey den Persern *Anachid Avaris* sey, und daß *Vologeses* der IV., den der Verf. durch Hrn. *Visconti* kennen lernte, in Richters kritischem Versuche über die Arseniden und Sassaniden Dynastie (Leipzig 1804) schon umständlich aufgeführt wird. Hr. J. irrte sich ebenfalls, wenn er die Tochter des Kaisers *Mauritius*, *Maria*, mit der schönen *Schirin*, ihrer Nebenbuhlerin, verwechselt. Diese hieß *Sipri*, wie solches bey *Theophylactus Simocatta* V. 13 deutlich zu finden. *Maria* kömmt als Nebenbuhlerin *Schirins* nicht nur in den neueren romantischen Gedichten dieses Namens (S. *Schirin*, ein pers. romantisches Gedicht, Leipzig bey Fleischer), sondern auch schon in dem Schahname der ältesten Quelle persischer Geschichte vor. (S. *Fundgruben des Orients* III. S. 421.) Rec. weiß nicht, woher Hr. J. in den hieher gehörigen Noten genommen, daß *Ferhad*, der Sohn eines Fürsten von *Gardschestan* gewesen; nach den pers. Romanen war er ein chinesischer Prinz, und nach den Geschichten auch

nach dem *Dschihannuma* (S. 450) waren sowohl er als *Schirin*, geborne *Curden*, wie *Rostem*, *Saladin*, und sein Bruder *Malekadel*.

Drittes Buch, von der Regierung. Ursprung der regierenden Dynastie (*Kadschar*), *Fath Ali*, der regierende Schah, ist ein Beschützer der Künste, und selbst Dichter. Eine seiner Oden in Übersetzung. Er hat 65 Söhne und eine gleiche Anzahl von Töchtern. Während Hr. *Morier* zu *Tehran* war, kamen an Einem Tage sechs Frauen des Schah's mit sechs Kindern nieder, wovon vier Knaben und zwey Mädchen, so, daß man sich vielmehr verwundern muß, daß seine Familie so wenig zahlreich ist. Die erwachsenen Prinzen sind als Statthalter angestellt. Von den Hofwürden ist die erste die des Obersthofmeisters, dann der *Ischick Agassi baschi*, der dem *Kapidschilar Kiajassiam* türkischen Hofe, und unserem Oberstkämmerer entspricht. Dann folgen der *Miri achor*, Oberstallmeister, und *Scharbaschi* der Oberstjägermeister. Zwey wissenschaftliche Hofämter sind, der Hofdocteur *Hekimbashi*, und Hofastronom *Munedschimbashi*; unter die ältesten gehören ganz gewiß der *Wekainuwis* oder Historiograph des Reichs, und der *Meschaledar* oder Fackelträger, der dem Könige mit einem goldenen Flambeau vorausreitet; das ist wohl das heilige Feuer, das auch den römischen Kaisern vorgetragen ward, als ein Attribut der Majestät. Der Oberste der weisen Verschnittenen, der zu *Konstantinopel* *Kapuga* heißt, wird am pers. Hofe *Mehter* genannt, was am türkischen Hofe den Vorsteher der Musik bedeutet. Die Prinzessinnen von Geblüt heißen *Begüm* (zu *Konstantinopel* *Sultana*), die Frauen, welche dem Schah Kinder geben *Khanüm* (zu *Konst.* *Chasseki*), und die anderen Frauen hier wie dort *Kadin*. Die Verschnittenen heißen in Persien *Chodscha*, ein Titel, der am osmanischen Hof bloß den Prinzenlehrern wird. Die Staatsämter sind im persischen Reiche wie im osmanischen von den Hofwürden scharf getrennt. Die vornehmsten sind, der *Itimateddevlet*, welcher dieselbe unumschränkte Vollgewalt hat, wie im osmanischen Reiche der *Großwesir*, und dann der *Emined-devlet*, welcher die Stelle des *Desterdars* oder Finanzministers bekleidet. *Mirsa*, Fürstenson, bezeichnet die Prinzen von Geblüte, wenn es dem Namen nach gesagt wird. *Soltan* und *Chan* ist ein Ehrenname der Statthalter. Von den Obrigkeiten der Provinzstädte werden hier erwähnt: der *Kelonter Maire* (nicht zu verwechseln mit *Kalender*, den Mönchen, woher unsre Masken), der *Ketchoda* (ausgesprochen *Kiaja*) oder Vorsteher eines Stadtviertels; der *Kotval* oder Festungsbefehlshaber; der *Darogha* oder Polizeyvogt, der *Mohtessib* oder Marktrichter, und der *Miri assass* oder Befehlshaber der Nacht-

wache; die anderen sechs (denn der Zahl der 12 Imane zu lieb, sind die ersten Obrigkeiten gewöhnlich ein Dutzend), sind nach Ewlia's Reisebeschreibung: der *Kadi*, der *Mufti*, der *Seidesadat* Vorsteher der Emire, der *Tschoken aghassi* und *Jessaulaghassi*, zwey Truppenkommandanten, und der *Schahbender* oder Vorsteher der Kaufmannschaft.

Das fünfte Buch von der Religion, stellt den Unterschied der *Sunni* und *Schii* ins gehörige Licht, und lehrt die sieben Grundfesten des Islams: 1) das Bekenntniß, es ist kein Gott als Gott, 2) und Mohammed sein Prophet; 3) die gesetzmäßige Reinigung; 4) das Gebet fünfmal des Tages; 5) die Fasten im Ramasan; 6) das Almosen, 7) die Wallfahrt nach Mekka, wo siebenmal um die Cerbe gegangen, siebenmal der schwarze Stein geküßt, siebenmal zwischen *Safa* und *Merva* hin und hergelaufen, und siebenmal ein Stein ins Thal Mena geworfen wird. Über Mohammed ist der Verf. sehr kurz, die Phrase: *onferoit un volume si l'on réunissoit toutes les epithètes, dont les Muselmans accompagnent le nom de cet imposteur*, ist übertrieben, Mohammed hat nicht mehr Namen als Gott nämlich 99, seinen eigenen nicht mitgerechnet. Das: *une des plus singulieres est celle d'ignorant*, muß Rec. widersprechen. *Ummi* heißt nicht unwissend (das auf arabisch *Dschahil* heißt), sondern *idiotys* in der edeln Bedeutung des Worts. Mohammed nannte sich nämlich selbst, was er wirklich war, einen Volks- und Naturdichter. Was die Übersetzung des Anfangs aller Suren betrifft, wovon Hr. J. sagt, daß die Gelehrten nun allgemein darin übereinstimmten, dieselbe au nom de Dieu très Clément et misericordieux, zu übersetzen, so bemerken wir, daß wohl der Sinn der beyden Wörter Clément et misericordieux, dem Sinn der arabischen Wurzel von Rahim und Rahman entspreche, nicht aber der französische Superlativ très der arabischen Form *Mubalagha ile ismi fail*, nach welcher alle Attribute Gottes mit *tout* übersetzt werden müssen, also *le tout Clément, le tout misericordieux*, wie *le tout puissant l'Omni-scient* u. s. w. Die Übersetzung der hundert Attribute Gottes würde also im Französischen weit schwieriger seyn, als im Englischen und Deutschen, wo sich das *All* leichter anpassen läßt z. B. *Essellam der Allfehlerfreye*, was im Französischen durch *le tout irréprochable* nicht treu genug übersetzt wäre. *Al-fathir*, der *Allnährer* (Allvater) u. s. w.

Sechstes Buch. Von den Sitten und Gebräuchen. Des Verfassers Ausspruch über die Richtigkeit von Oliviers Urtheil von dem Vorzuge der Perser vor den Türken in Rücksicht von Feinheit

der Lebensart und Politur der Sitten, kann Rec. nicht gelten lassen. Was zu Chardins Zeiten wahr gewesen seyn mag, ist heute nicht mehr so. Die Türken stehen heut an Humanität, Lebensart, feiner Sitte und Eleganz des Umgangs in jeder Hinsicht weit über den Persern. Wir haben die Beweise davon, ja mit eigenen Augen an der nach Paris geschickten persischen Großbothschaft gesehen, deren Vorsteher von dem Moniteur als die wahre Blüthe persischer Eleganz und feiner Bildung angepriesen ward, und der dann in Paris mit dem türkischen Bothschafter verglichen, in jeder Hinsicht von Geistesbildung sowohl als Artigkeit so gewaltig im Schatten stand. Die Perser haben den Anspruch auf den Ruhm, durch Artigkeit und Eleganz der Sitten die Franzosen des Orients zu heißen, durch die Stürme politischer Unruhen verloren, und zeichnen sich heute nur durch Treulosigkeit und Grundsatzlosigkeit, den traurigen Zeichen eines in Revolutionen verwilderten Volkes, zu ihrem Nachtheile, vor den zwar schwerfälligeren aber rechtlicheren Türken aus. Der übrige Inhalt dieses Buches, womit das vierte Bändchen gefüllt ist, über die Erziehung, Schulen, Ehen, Leichen, Kleidung, Weiber, Spiele, Beschäftigungen, Gastmahl, Unterhaltungen, Häuser, Bäder, Gärten, Meublen u. s. w. der Perser hat gewis für die meisten Leser das größte und mannigfaltigste Interesse. Wenn das Meiste hievon sich schon in anderen Werken über Persien findet, so wird dagegen das siebente Buch über die Literatur der Perser um so größerer Reitz der Neuheit für alle Leser haben, die sich nicht vorzüglich mit orientalischer Literatur beschäftigen. Die eingewebten Übersetzungen aus *Firdussi*, *Enweri*, *Hafis*, *Saadi* und *Attar* (die Proben des Letzten nach der Übersetzung des Hrn. *Silv. de Sacy* in den Fundgruben des Orients), sind geeignet die Lust der Leser nach näherer Bekanntschaft mit den Schätzen persischer Dichtkunst zu wecken. Die Notizen über die Lebensumstände dieser Dichter sind aus Dewletschah's Biographien persischer Poeten. Das erste Hauptstück des achten Buches endlich über die Philosophie der Morgenländer, verdient wirklich, wie der Verf. es sich in der Vorrede erwartet, ausgezeichnet zu werden, indem dasselbe einen gedrängten Auszug aus einer andern Arbeit des Verfassers über die Ethik *Nafsireddin's* von *Tas* enthält, die in den *Notices et extraits des manuscrits de la bibliotheque imperiale (du Roi)* erscheinen soll, wozu der Rec. dem Übersetzer Glück wünschen, und seine eigene, seit zwanzig Jahren unter seinen Papieren befindlichen Auszüge aus diesem Werke gerne den Flammen weihen will.

Z.

Schöne Wissenschaften.

Armin der Cheruskerrfürst; ein Gedicht in vierzehn Gesängen, von *Joseph von Hinsberg*. München 1814. Bey *Joseph Lindauer*. 111 S. 8.

Dieses noch vor den letzten entscheidenden Thaten des jüngsten deutschen Freyheitskrieges erschienene, in der würdigsten Absicht ausgeführte Gedicht preiset die Befreyung Deutschlands vom Römerjoch durch *Herman*, den wir hier ungern mit einer fremden Benennung *Armin* bezeichnet finden. Der Hr. Verf. beurkundet seine ohnediefs durch frühere Arbeiten bekannten vaterländischen Gesinnungen auf eine neue, seinem redlichen Bemühen zur Ehre gereichende Weise. Die Eingangstrophe des kleinen Heldengesangs:

Rasch ist der Flug der Jahre, wie der Tage;
Jahrhunderte verschlingt die Ewigkeit.
Den Völkern sinkt und steigt des Schicksals Wage;
Und Heil und Unheil bringt der Strom der Zeit.
Doch Feige wird kein blindes Loos erretten;
Kein Ungefahr befreyt von Schmach und Ketten;
Was Ruhm und Sieg den Sterblichen verschafft,
Ist Tugend, freyer Sinn und Heldenkraft.

zeigt das Streben und die Richtung des ganzen Gedichtes bestimmt und unzweydeutig, so daß wir nach dessen Anführung eine weitläufige Auseinandersetzung leicht entbehren können. Was die poetische Ausführung betrifft, so erhält sich dieselbe zwar nicht durchgehends auf der epischen Höhe der Darstellung, zeigt hin und wieder eine zu breite Ausführlichkeit, und verräth manchmal den Mangel einer sorgfältigen Feile; doch glaubt Rec. diese Gebrechen seyen dem Hrn. Verf. um manche glänzende Einzelheiten des Gedichts leichter zu vergeben, da es auf alle Fälle verdienstlicher war, das Gedicht schnell ans Licht treten zu lassen, als durch zu ängstlich gedehnte Beschäftigung mit demselben, den schönsten Zeitpunkt der Herausgabe zu versäumen.

Zum Schlusse dieser Anzeige mögen hier zwey Strophen der gegen das Ende des Gedichts sehr gelungen eingewebten Weissagung jener Zukunft stehen, die uns nun beynahe schon Vergangenheit geworden:

Dann kömmt die Zeit, (sie scheint aus weiter Ferne
Mir dämmernd her, gleich einem Nebelsterne.)
Da dieses Volk von neuem sich erhebt,
Ein edler Stamm fern an dem flachen Strande

Der Ostsee, von ererbtem Ruhm belebt,
Und ungewohnt der Knechtschaft und der Schande,
Ermaunt sich dann: unwiderstehlich reifst
Von Schlacht zu Schlacht ihn fort sein Heldengeist,

Ein kräftig Volk am grünenden Gestade
Der Donau strebt zum Ruhm auf gleichem Pfade;
Ein heilig Feuer glüht bis an den Rhein;
Der Eintracht Band wird alles dann umschlingen;
Der Vater werth wird dann der Enkel seyn;
Er wird den Preis der Mannheit sich erringen:
Verstummen wird des Fremdlings Übermuth,
Und trinken wird das Vaterland sein Blut.

Die weisse Frau. Ein Gedicht in sieben Balladen von *Christian Graf zu Stolberg*. Berlin, in Commission bey *J. F. Hitzig*. 1814. in 16. Vorrede XVI, 143 S.

Die Sage von der zur Strafe ihrer Sünde zum Gespensterwandel verdamnten Gräfinn Agnes von Orlamünde, einer gebornen herzoglichen Prinzessin von Meran, ist der Inhalt des gegenwärtigen Gedichts. Wir glauben die Leser am besten in die Kenntniß des Stoffs zu setzen, wenn wir die in den Anmerkungen befindliche Stelle aus dem *brandenburgischen Cedernhain* hierher setzen.

„Die schöne Gestalt und hohe Meriten dieses Herrn (des Graf Albrecht von Zollern, Burggrafen zu Nürnberg) seyn aber einer jungen hitzigen Dame zum Gift worden; denn nachdem Graf Otto von Orlamünde gar jung verstorben, warf die hinterlassene Witwe, die zu Platsenburg wohnte, die Liebe auf diesen schönen Burggrafen Albrecht. — Man brachte ihr aber vor, es habe der Burggraf sich vernehmen lassen:

Die Gräfinn von Orlamünd
Hindern vier Augen und zwey Kind.

worauf sie ihren beyden Kindern eine große Nadel auf den Kopf, durch die Hirnschale gestossen, also ohne Anzeichen einer Wunde getödtet. Doch hat endlich göttliche Rache den Mord an den Tag gebracht, und seyn die beyden Kinder in das Kloster Himmelskron begraben, die Kindermörderinn aber zum Hof in ewige Gefangenschaft verurtheilt worden. Deren Kinder Grab wird noch in Himmelskron fremden Leuten vorgezeigt.“

Der Dichter hat dieses nach Wegzählung des Vorberichts, Vorgedichts, der Anmerkungen und des Nachgedichts 128 Seiten oder eben so viele zehnzeilige Strophen betragende Werkchen, durch

eine dem Vorberichte noch vorausgehende Geburtstagsode seinem Bruder zugeeignet, und weckt dadurch die Erinnerung an die schöne Jugendzeit beyder Dichter, wo sie als ein helles Zwillingsgestirn am poetischen Himmel gemeinschaftliche Bahnen wandelten. Was die Balladenreihe selbst betrifft, so gesteht Rec. gerne, daß er eben darum, weil er nicht zu jenen hartnäckig Ungläubigen gehört, welchen sich der Dichter überall erbittert zeigt, der Meinung sey: ein Stoff so tragischer furchtbar schauerlicher Art hätte eine auf das innerste Gefühl eindringende, grandiose Behandlungsart erfodert, welche hier weder erreicht, noch auch versucht wurde. Die gewählte Strophe selbst könnte indess zu diesem Gegenstande der Dichtung kaum trefflicher eronnen werden. Recensent gibt hiervon gleich die vierte der ersten Ballade zur Probe:

Graf Otto schwang sich auf sein Thier
Und sprach zu seinen Rittern:
Wir ziehn umher, ich trachte mir
Ein Weibchen zu erwittern;
Es hab' in Stadt, Gebürg und Thal,
Das Forscherauge freye Wahl,
Nicht eh' bis ich sie finde,
Gehts heim nach Orlamünde.

Halsbrechend ist, o Graf, dein Ritt,
Nimm weislich Freundes Warnung mit!

Diese zwey abgesonderten Schlußverse, welche die Strophe immer begleiten, deren Sprüche in den Gang der Handlung wie eine höhere Stimme niedertönen, bald Ahndung, bald Ermahnung, bald Klage nur leise verhauchen, bald tröstend auf einen höheren Lenker der Menschenschicksale hinweisen, sind eigentlich der Ruf des guten, sokratischen Dämon, den der Schöpfer des Gedichts seiner Schöpfung mitgegeben, und siemüßten von der größten Wirkung seyn, wenn der Gegenstand mit jener Größe ausgestellt wäre, welche er unbedingt erfordert. Die gegenwärtige Behandlung wird kaum mehr als eine ernste Erheiterung im Gemüthe des Lesers hervorbringen. Der Dichter weiß sich zu viel damit, daß er an das vorgetragene Wunder glaubt, und zieht dadurch seinen Gegenstand aus der Höhe eines gläubigen Anstaunens herab in das Reich der Willkühr und der Probleme. Zur Zeit des Todes der Verbrecherin und ihrer Verdammung zum Gespensterwandel, wo er in wenigen einfachen Zügen ein großes Bild entwerfen sollte, bedrängen ihn

vielfältige Erinnerungen aus dem Heidenthume, er wird wortreich, voll Digressionen, und der Leser erkaltet mit dem zu besonnenen Dichter dort, wo er den höchsten Gipfel der Begeisterung erstiegen sollte.

Ref. glaubet nicht: daß diese wohlgemeinten Bemerkungen den Dichter vermögen können, ihn zu jenem verabscheuten Volke zu rechnen, über welches er sich in seinem geharnischten Vorge-dichte folgendermassen ausdrückt:

jener Zwitterbrut,
Aus Epikurs und Sadoc's Schülerzunft,
Die mit gezuckter Feder Schildwach steht,
Dort, am Fünf-Sinnen Gränzstein etc. etc.

Denn der Dichter selbst ist hier seinem Beurtheiler noch zu sehr an's Gebieth des Unglaubens gestreift. Auch glaubt Ref. nicht, zu jenem Volke gerechnet werden zu können, welches, wie es weiter heißt:

Ein reissend Thier mit tausend Köpfen ist.

Und wenn der Dichter von seinem Beurtheiler nicht zu sagen vermag:

Mir genügt
Des Ritters Lob, das preisend mir ertönt.

so wird er bey der Mässigung gegenwärtiger Beurtheilung auch nicht jenen andern Vers seines Vorgesichts auf ihn anwenden können:

Doch lauter zischt' und scharrt' und piff das Volk.

und hiermit stellt sich Referent vollkommen zufrieden.

Das Schlußgedicht, welches der Hr. Verfasser seiner bereits früher vollendeten Dichtung im Beginne des Jahres 1814 mitgegeben, begrüßt gleichsam die aufgehende Sonne eines neuen, glücklicheren europäischen Lebens, und huldigt dem Herrscherhause Preussen auf eine würdige Weise. Jeder Leser will wohl gerne sich mit nachstehenden Versen im gleichen Lob vereinen:

Wie weh'ts, wo welt's, wo flammt es herrlicher,
Als dort in dir, du Zollerns Heldenvolk,
Du, Eines Herzens Alle, Eines Geist's,
Von Thron zu Hütt? — Auf Adlerschwingen flengt
Von Sieg zu Sieg! Es schwebt des Danks Gewölk
Euch nach, entzündet auf des Vaterlands
Altar, und jedes Deutschen Opferherd.

Staatsarzneykunde.

Johann Peter Frank's, M. D. kaiserl. russischen wirklichen Staatsrathes und Leibarztes, Mitgliedes verschiedener Akademien der Wissenschaften, *System einer vollständigen medicinischen Polizey*. Fünfter Band. Von Sicherheits-Anstalten, in so weit sie das Gesundheitswesen angehen, und von Beerdigung der Todten. *Tubingen*, in der *J. G. Cotta'schen* Buchhandlung. 1813. 8. 469 S.

So rückt nun, was Rec. nicht mehr zu hoffen wagte, ein Werk seiner Vollendung entgegen, welches ewig zu Deutschlands Ruhm gereichen wird, und wenn gleich die vorhergehenden Bände überall das Gepräge reifer Erfahrung, eines unermüdeten Fleißes, und einer ausgebreiteten Gelehrsamkeit an sich tragen, so müssen wir doch gestehen, daß uns der vorliegende Band, besonders in den Abschnitten über den Scheintod, ganz vorzüglich vergnügt habe, und wir hoffen den Dank jedes Menschenfreundes, der unsere Blätter liest, einzuernten, wenn wir bey diesem für den Staat und die menschliche Gesellschaft so wichtigen Gegenstände länger verweilen. — Scheintod ist dem Hrn. Verf. eine „unthätige Fähigkeit zum Wiederaufleben“ (gänzlich gehemmte Ausserung des noch bestehenden Lebens), er ist ihm „ein, unter dem Ebenbilde des Todes verhülltes, und weder durch anhaltende Wärme des Körpers (wir wissen unterdessen, daß bey Scheintodten nicht selten bis zu ihrem Wiederaufleben, ja selbst bey wirklich Todten die Wärme des Körpers durch längere Zeit anhält) weder durch das Athemholen, weder durch den Puls oder Aderschlag, weder durch das Gefühl und Bewußtseyn, noch durch irgend eine Bewegung sich äusserndes Lebensvermögen.“ S. 9 wird des verstellten Scheintodes erwähnt, der aber von jedem nur etwas klugen Arzte leicht entdeckt werden kann. S. 10 wird der krankhafte Scheintod von dem periodischen Scheintode, oder dem fälschlich sogenannten Winterschlaf gewisser Thiere, und S. 13 die Pulslosigkeit (*Asphyxia*), die zwar bey dem Scheintode nie mangelt, aber ohne den Scheintod bestehen kann, und bey welcher meistens Gefühl, Bewegung und Wärme zurückbleiben, von dem Scheintode unterschieden. Von S. 17—36 wird eine kurze geschichtliche Darstellung der Rettungsanstalten für Scheintodte, die durch Volkserglauben und schändliche Vorurtheile verhindert, eigentlich erst im verflorbenen Jahrhunderte begonnen, geliefert, und einem *Willink*, einem

Volkmann zu Hamburg, einem *Cogan*, einem *Hawes* in London, einem *Pia* zu Paris, und dem Grafen *Leopold Berchtold* in Mähren, der selbst als ein Opfer seiner heißesten Menschenliebe fiel, das gebührende Lob gezollt. — Die Möglichkeit der Rettung der Scheintodten wird durch eine Reihe von Erfahrungen erwiesen, von welchen wir unsere Leser nur auf die Gattinn des englischen Obersten *Roussel* erinnern, die durch die Zärtlichkeit ihres Gemahls vor der Beerdigung bewahrt, ohne irgend ein Zeichen des Lebens zu geben, nach vollen 8 Tagen wieder zum Leben erwachte. Von S. 36—42 werden die Ursachen, wesswegen die Versuche zur Rettung der Scheintodten öfters misslingen, angegeben, wovon wir folgende für die vorzüglichsten halten: 1) der Mangel des gehörigen Unterrichtes und hinlänglicher Bekanntschaft mit dem Rettungsverfahren; 2) das zu frühe Aufhören mit der Anwendung der zur Herstellung erforderlichen Mittel; 3) das allzu tumultuarische Verfahren bey dem Rettungsgeschäfte; 4) der Zusammenlauf des müßigen Pöbels, der die Rettenden hindert, und die den Scheintodten umgebende Luft verdirbt; 5) der Abscheu vor längerer Aufbewahrung der Leichen. Um die Rettung der Scheintodten zu bezwecken, sind folgende drey Bedingungen erforderlich: 1) es muß Jedermann mit Nachdruck die Pflicht auferlegt werden, seinen in Gefahr schwebenden, oder schon scheinodten Nebenmenschen zu Hülfe zu eilen, worüber wirklich von verschiedenen Staaten unter Androhung schwerer Strafen für die Saumseligen Verordnungen ergangen, und im Gegentheile Belohnungen für solche festgesetzt sind, die einen ihrer Mithröder errettet haben. 2) Daß sich Niemand mit Unwissenheit der bis zur Anknunft eines Arztes oder Wundarztes anzuwendenden Rettungsmittel entschuldigen könne. 3) Daß überall, besonders an gefährlichen Stellen, sowohl Ärzte, Wundärzte, Vorgesetzte, Rettungsmänner bestimmt, als die zur Rettung erforderlichen Werkzeuge und Arzneymittel angeschaffet, in gutem Zustande erhalten, und an Orten, wo solche alsobald zu finden sind, verwahrt werden. Es wäre daher sehr ersprieflich, schon in den Volksschulen die Pflichten gegen verunglückte Menschen zu erklären, die Jugend mit den Ursachen so trauriger Zufälle, als auch mit den vorzüglichsten Rettungsmitteln bekannt zu machen, Ärzte und Wundärzte mit Genauigkeit in den Rettungsanstalten zu unterrichten, und sie darüber mit Strenge zu prüfen, bey Verunglückung eines Menschen eigene Glockenzeichen zu geben, schädlichen Volkszu- lauf zu verhüten, dagegen eigene, in allem wohl unterrichtete, Rettungsmänner zu bestellen (daß

diese im Schwimmen geübt seyn und Menschlichkeit und Muth haben müssen, versteht sich wohl von selbst, sonst würde Recensent wenigstens bey Wassergefahren den Volkszulauf keineswegs verbiethen, weil sich unter so Vielen, wie die Erfahrung gelehrt hat, oft ein Unbekannter fand, dem das Herz höher im Busen schlug, und mit eigener Gefahr Andere errettete, weil sich unter so vielen oft wenigstens doch Einer fand, der vorurtheilsfrey und vernünftig genug war, den Erhenkten vom Stricke abzuschneiden etc. Ein häufiger Volkszulauf ist nur dann zu verbiethen, wenn er den schon mit dem Scheintodten beschäftigten Arzt, Wundarzt oder Rettungsmann in seinen Anstalten verhindert; es wäre auch sehr erspriesslich, Schwimm- und Tauchschulen zu errichten, und selbst Hunde zur Rettung der in das Wasser gerathenen abzurichten. Von S. 82—88 beschreibt nun der Hr. Verf. mehrere Rettungsapparate, worunter *Flachland's* Apparat wegen seiner gröfseren Einfachheit sich auszeichnet. — Gegen die Behauptung einiger Neueren, dafs der von *Galvani* erfundene Metallreiz (Galvanismus) ein zuverlässiges und untrügliches Mittel sey, den wahren Tod von dem Scheintode zu unterscheiden, erwiedert der erfahrene und gelehrte Hr. Verf. folgendes: 1) Es ist nicht immer der stärkste, sondern oft mehr ein geringerer, dem Grade der Erschöpfung angemessener Reiz, der die schlummernde Erregbarkeit hervor zu rufen vermag; so hat das Begiefsen, vom Kohlendampfe erstickter Menschen, mit kaltem Wasser, gewifs mehr Verunglückte als weit stärkere Reize wieder erweckt; so kehren die Thiere, die kein galvanischer Reiz erwecken würde, aus ihrer Wintererstarrung durch einen nur geringeren Grad der Temperatur der Atmosphäre wieder zum Leben zurück; so erwachen oft Menschen, bey welchen die stärksten Reize zu ihrer Wiederbelebung vergeblich versucht wurden, nach mehreren Stunden gleichsam von selbst. 2) Die Reizbarkeit der Muskelfaser bleibt oft Stundenlang, wie unzählige Erfahrungen beweisen, nach dem gewissen Tode zurück, der Galvanismus kann daher nichts mehr und nichts weniger erweisen, als dafs die Reizbarkeit der Fleischfasern nicht ganz und nicht überall erloschen, keineswegs aber, dafs noch wirkliches Leben in der Leiche verborgen sey. 3) Im Gegentheil ist die vollkommenste Unbeweglichkeit der Muskelfasern selbst unter Einwirkung des verstärkten Galvanismus noch nicht ein Beweis des wirklichen Todes, da bey Thieren, die in ihrem periodischen Scheintode begriffen sind, da bey gänzlichem Gefrieren menschlicher Körper der Galvanismus keine Bewegung in der Muskelfaser

hervorzubringen vermag, und dennoch jene Thiere fast ohne Ausnahme, und selbst nicht wenige steif gefrorne Menschen wieder zu sich kommen. Wenn also ein stärkerer Reiz im Erweckungsvermögen der Erregbarkeit einem geringeren Reize oft nachsteht, wenn selbst der verstärkte Galvanismus bey noch wirklicher Gegenwart der Lebensfähigkeit keine Bewegung mehr in der Muskelfaser erregt, und umgekehrt bey schon gewissem Tode Bewegung in der Muskelfaser hervorbringt, so geht daraus unwiderleglich hervor, dafs der von einigen neueren so hoch gepriesene Galvanismus kein untrügliches Criterium des wahren Todes von dem Scheintode sey. — Das ganze Geschäft der Wiedererweckung beruht hauptsächlich in Wiedererregung des Gefühls, des Kreislaufes und des Athembohlens, und folglich in Beseitigung aller Ursachen, wodurch diese Werkzeuge ausser Thätigkeit gesetzt, endlich in zweckmässiger Abwendung der Wirkungen, die durch diese Unthätigkeit hervorgebracht wurden. Allein hierzu ist immer eine Vorbereitung nothwendig; es können die Lungen Ertrunkener nicht durch den Zutritt reiner Luft wieder erregt werden, bevor nicht der in der Gaumenhöhle und vor dem Luftröhrenkopfe angesammelte Schlamm, oder das in den Luftröhrenästen sich befindende Wasser weggeschafft ist; es kann bey Ertrunkenen der Kreislauf nicht eher hergestellt werden, bevor sie nicht von den nasen, kalten, sie drückenden Kleidungsstücken entledigt worden sind. Schon die Beseitigung solcher Ursachen erweckt den Körper öfters wieder zum Leben, und das blofse Übertragen in eine reinere Luft, oder in eine dem scheintodten Körper mehr angemessene Temperatur war oft hinlänglich das Leben wieder anzufachen. — Der Hr. Verf. stellt folgende drey Abtheilungen des Scheintodes auf: 1) der Scheintod wegen einer zum Athemhohlen untauglichen Luft; 2) der Scheintod wegen verhindertem Athemhohlen; 3) der Scheintod wegen unterdrückter oder wegen erschöpfter Lebenskraft. In der ersten Abtheilung oder in dem Scheintode wegen einer zum Athemhohlen untauglichen Luft handelt der Hr. Verf. zuerst von den mephitischen, zum Athemhohlen untauglichen Dünsten, die Theils zur Klasse der riechenden Ausdünstungen, Theils zur Klasse der Gase, wie die brennbare, die kohlen-saure Luft, die Stickluft etc. gehören, und zeigt die Schädlichkeit der durch die Gährung in Kellern, der aus Brunnen und Cisternen, der in Bergwerken, in Hospitälern, Gefängnissen, der aus dampfenden Kohlen, aus Sümpfen, aus Abtritten etc. entwickelten verschiedenen Gasarten, und endlich die Schädlichkeit der aus stark riechenden, gewürzhaften Körpern ausströmenden Dünste. Mit

Recht wird vor Zimmern gewarnt, die mit Kalk oder Firnisse frisch übertüncht, oder mit Obst oder andern Pflanzenprodukten angefüllt, die atmosphärische Luft ihres Sauerstoffes berauben und dem Menschen eine tödliche Stickluft zurück lassen.

Eben so wird der sorglose Landmann mit Recht gewarnt, nicht auf neu getrocknetem Heu oder Grummet, viel weniger aber auf frischen Heuhaufen oder auf blühenden Hanfäckern auszuruhen etc. — Vielfältige Erfahrungen erweisen, daß die mephitischen Dünste entweder durch Schlagfluß, häufig durch augenblickliche Erstickung, nicht selten durch Lähmung der Reizbarkeit des Herzens, und der Sensibilität der Nerven den Tod herbeiführen. — Die erste Anzeige ist, dergleichen Verunglückte aus der verdorbenen Luft in eine reinere zu überbringen, was aber vorzüglich in Kellern, Brunnen, Abtritten, Höhlen mit der größten Vorsicht geschehen muß, um nicht der ungewissen Rettung die Rettenden mit Gewißheit aufzuopfern, worüber hier einige Vorsichtsmaßregeln angegeben werden. Ist der Verunglückte aus den mephitischen Dünsten hervorgezogen, so ist er, behende entkleidet, und in einer etwas erhabenen Stellung an die frische Luft, im Sommer unter freyem Himmel, im Winter in eine geräumige Stube mit offenen Thüren und Fenstern zu bringen, und mit kaltem Wasser zu bespritzen, oder es müssen Angesicht, Kopf und Hals so wie der hintere Theil der Ohren mit kaltem Essig gewaschen werden. Auch das Anblasen des Angesichts mit einem reinen Blasebalg ist nützlich. Um den Kopf sind zusammengelegte in frisches Wasser getauchte Tücher und eben solche Umschläge auf die Brust und Herzgrube, so wie unter die Achseln zu legen. Zu gleicher Zeit ist ein kühles Clystier von gleichen Theilen Essig und Wasser zu geben; Tabakrauchs-Clystiere sind hier äusserst gefährlich und sicher tödlich, wenn der durch mephitische Dünste Erstickte schon vom Froste erstarrt ist. Der Aderlaß kann nur bey starken, vollsäftigen Körpern mit aufgetriebenem bleyfarbigem Angesichte Statt haben, in welchem Falle die Drosselader zu eröffnen ist. Sind diese Verwendungen fruchtlos, so suche man das Athemhohlen durch künstliches Aufblasen der Lungen herzustellen. Diefs geschieht entweder, indem der Rettungsmann seinen Mund auf den Mund des Scheintodten legt, mit einer Hand die Nase desselben zusammen, mit der andern Hand den Keh-

kopf gelinde zurück drückt, und so ihm Luft in die Lunge bläst, oder durch Instrumente. Die erste Art ist (wenn anders die Kinnladen nicht fest geschlossen sind) die bequemste und natürlichste, 1) weil die Lungen eines Menschen gerade so viel Luft herleihen, als die Lungen des Scheintodten fassen können, 2) weil der feuchtwarne Athem viel schicklicher ist den Kreislauf wieder herzustellen, als die z. B. aus Blasebälgen ausgepfeifte kalte Luft, 3) weil man nicht immer dergleichen Instrumente bey Handen hat, und bis sie herbeigeschafft würden, oft der entscheidende Augenblick verloren ginge. — Man hat verschiedene Instrumente, Röhren, Blasebälge, Saugpumpen erfunden, um Luft durch die Nase in die Lungen zu bringen (die Einführung gebogener Röhren durch die Stimmritze hat nicht überall Statt, und ist überdies fruchtlos). Die Anwendung dieser Instrumente geschieht, indem man den Mund und ein Nasenloch zusammendrückt, und durch das andere Luft in die Lungen bläst, während wieder der Kehlkopf gelinde zurückgedrückt wird. — Aus den bisher bekannten, hierzu dienlichen Instrumenten ist *Kopps* Saug- und Druckpumpe eines der vorzüglichsten. — Die von dem Rettungsmann eingeblasene Athenluft ist, ob sie gleich an ihrem Sauerstoffe verliert, doch immer tauglich zum Athemhohlen, und wenn gleich das Einblasen des Sauerstoffgases vorzüglicher wäre, so ist doch die Anschaffung und Aufbewahrung dieses Gases so vielen Schwierigkeiten und Kosten unterworfen, daß nie davon ein allgemeiner Gebrauch gemacht werden dürfte. — Wenn nun auch diese Versuche fruchtlos waren, so sind sie etwas später wieder vorzunehmen; unterdessen reibe man den Körper mit in Essig getauchtem Flanell oder mit starken Bürsten. Sind die beyden Kinnladen und der Mund geschlossen, so reibe man sie mit Campheröl, und suche die Kinnladen durch eine gemäsigte Gewalt zu eröffnen. Sind alle diese Reitze fruchtlos, so schreite man man zur Electricität oder Galvanismus, und während die Schläge nur gelinde gegen das Herz gerichtet werden, suche man das künstliche Athemhohlen zu erregen. Brechmittel sind bey Erstickten gefährlich. Selbst dann, wenn gegen sechs Stunden alle Versuche vergeblich geblieben sind, ist der Körper des Scheintodten sorgfältig zu beobachten, und nicht eher zur Beerdigung zu übergeben, bis sich gewisse Zeichen der aufangenden Verwesung eingestellt haben.

(Der Beschlufs folgt.)

Wiener Allgemeine Literaturzeitung.

N^{ro.} 54.

Freitag, den 8. July

1814.

Staatsärzneykunde.

Johann Peter Franks etc. System einer vollständigen medicinischen Polizey etc. (Beschluss.)

Die zweyte Abtheilung handelt von dem durch gehindertem Athemhohlen herbeygeführten Scheintode, der durch gewaltsames mechanisches Zusammenschnüren, Zusammendrücken, Verschließung der Respirations-Werkzeuge entsteht. Zuerst wird von dem Ertrinken gehandelt, und dabey die Frage aufgeworfen, ob bey dem Ertrinken Wasser in den Magen und in die Lungen trette? Wenn gleich *Morgagni*, *Senac*, *Tissot* und andere der vortrefflichsten Beobachter behaupten, daß in den Lungen der Ertrunkenen keine Spur vom Wasser zu finden ist, so stehen doch diesen Männern so viele Beobachtungen entgegen (die hier umständlich aufgeführt werden, und worunter wir nur die Erfahrungen des erfahrenen *Carrey's* vermissen, der bey Ertrunkenen immer den Kehldeckel offen, und in den Lungen und Luftröhrenästen röthliches schäumendes Wasser fand, und daher das Eindringen des Wassers in die Respirationsorgane für die erste Ursache des Todes hält), daß es schlechterdings keinem Zweifel unterworfen ist, daß in die Lungen des Ertrinkenden, wenn anders nicht seine Stimmritze durch heftigen Krampf verschlossen, oder er durch Schrecken von einem Stickflus oder Nervenschlag getroffen wird, Wasser eindringe. Aber auch der Magen des Ertrunkenen (wozu wir selbst einige Beyspiele liefern können) ist oft mit häufigen Wasser gefüllt. Daß die Ursache des Todes bey Ertrunkenen in einem wahren Ersticken mit allen seinen Folgen bestehe, wird mit *Fothergill's* Gründen hier unwiderleglich dargethan. —

Vor Allem suche man den Körper des Ertrunkenen ohne Beschädigung aus dem Wasser hervorzuziehen, wozu der *Sucher* und die *Fangzangen* die nothwendigsten Werkzeuge sind, und dann Siebentes Heft.

bleibt die Anzeige die Thätigkeit der Lungen und des Herzens zu erregen. — Das Stürzen auf den Kopf und das Rollen der Ertrunkenen ist eben so widersinnig nicht, wie die meisten Neueren behaupten, 1) weil Ertrunkene nur im seltensten Falle nur am Schlagflusse sterben; 2) weil keine Wiedererweckung Statt findet, bevor nicht der im Gaumen und vor der Stimmritze angehäuften Schlamm, oder der zähe schleimige Schaum, und das Wasser aus den Lungen und den Magen weggeschafft sind; 3) weil durch dieses Verfahren, wie unwidersprechbare Beyspiele beweisen, mehrere Ertrunkene wieder zu sich gebracht worden sind. — Man befolge hier immer die österreichische Verordnung, die zwar das Stürzen auf den Kopf als schädlich erklärt, aber doch befiehlt „den Ertrunkenen mit zur Erde gekehrtem Gesichte auf den Schoos zu legen, Hals und Brust auf einige Augenblicke abwärts und die Stirne etwas in die Höhe zu biegen.“ — Der Kehlschnitt (*Laryngotomia*) ist nur da vorzunehmen, wo ein mechanisches Hinderniß den Durchgang der Luft durch die Stimmritze unmöglich macht. — Eine der vorzüglichsten Bedingungen zur Wiederbelebung des Ertrunkenen, ist die gradweise Erwärmung desselben. Der scheinotote Körper ist behende, doch behutsam von den nassen, kalten Kleidern zu entledigen, mit Leinwand abzutrocknen, mit einer Decke oder einem Hemde von Flanell zu bekleiden, und in ein leicht erwärmtes Bett, oder in ein Lager warmer Asche oder warmen Sandes zu bringen. Ist der Ertrunkene zugleich vom Froste erstarrt, so ist er noch mit größerer Behutsamkeit nach und nach in einen etwas höheren Wärme grad zu bringen. — Lauwarme und lau erhaltene Bäder haben, wie die von *Struve* gesammelten Beyspiele beweisen, bey Ertrunkenen vortreffliche Dienste geleistet. Ganz besondern Nutzen leisten die auf die Nerven der Nase angebrachten Reitze, welches man durch gerolltes und mit Salmiakgeist befeuchtetes Papier, das in die Nasenhöhlen gesteckt wird, bewerkstelliget; man bringe über-

dieß öfters einige Tropfen von einem, mit Wasser gemilderten Hirschhorn- oder Salmiakgeist in den Mund, und bähe die Geburtstheile mit trockenen warmen Tüchern. Lauwarme, reizende Klystiere, von halb Wasser, halb Wein, Wasser mit Essig oder Salz, (Tabakrauchs - Klystiere sind erst im äussersten Falle zu geben) und das Reiben des Körpers mit warmen flanelnen Tüchern, mit Tüchern, Bürsten, die in warmen Wein- oder Camphergeist eingetaucht sind, gehören zu den wichtigsten Erweckungsmitteln. Der Aderlafs ist nach *Frank* auch hier nur bey starken, vollsäftigen Menschen mit sehr aufgelaufenem, bleyfarbigem Gesichte angezeigt. Es versteht sich, dafs bey Ertrunkenen, wie bey Ersticken die Herstellung des Athemhöhlens, sobald der Körper von Nässe und Kälte befreyt ist, durch künstliches Aufblasen der Lungen, die *Hauptsache* ausmache (weßwegen auch diese Anzeige weit früher und weit dringender hätte berührt werden sollen). — Ist alles fruchtlos, so peitsche man die Fußsohlen mit kleinen Stöckchen, berühre sie selbst mit glühenden Eisen, und nehme endlich zur Electricität und Galvanismus seine Zuflucht. — Wir glauben bey dieser Gelegenheit unsern Lesern die Art nicht vorenthalten zu können, auf welche der vortreffliche *Larrey* mehrere Ertrunkene gerettet hat; er läßt nämlich den Ertrunkenen vor einem großen Feuer auf einer Matratze sanft ausstrecken und die Kleider abschneiden; während dann ohne Unterlafs der ganze Körper mit warmen Flanell gerieben wird, wird von Zeit zu Zeit mit einem Blasebalg Luft in das eine Nasenloch geblasen und das andere zugehalten. Leib und Brust werden wechselweise sanft gedrückt; bald wird in den Mund etwas laue spirituöse Flüssigkeit eingeflößt, bald das Innere der Nase und des Schlundes mit dem Barte einer Feder gekitzelt, der mit Salmiakgeist befeuchtet ist. Es wird Tabaksdecoct als Klystier verordnet, und der Körper nach und nach auf allen Seiten der Wärme des Feuers zgedreht. So wird ohne Unterlafs über 6 Stunden fortgefahen, und die Drosselader geöffnet, die eine unter diesen Umständen reichliche und für das Gehirn wohlthätige Blutentleerung bewirkt. Brechmittel sind schädlich, die Öffnung der Luftröhre und die Electricität helfen nichts. — Die Art, *erdrosselte* oder *erhenkte Scheintodte* zu retten, ist folgende: Man entferne das den Athem hemmende Hinderniß, Schnur, Strang etc., lege den Erdrosselten mit aufgelösten Kleidern auf die Erde mit etwas erhobener Brust und Kopf an einen lustigen Ort, bespritze ihn sogleich mit Wasser, fächele ihm Luft zu, blase ihm Luft in den Mund, indem man die Kehle zu beyden Seiten bewegt, oder durch sanftes Vorwärtsbeugen des Kopfes die Luftröhrenöffnung zu erweitern

sucht. Man öffne die Drosselader, und will das Blut nicht fließen, so mache man Einschnitte in dem Nacken und hinter den Ohren, oder setze blutige Schröpfköpfe. Unter und nach der Aderlafs blase man Luft in die Lungen, reibe ihm Brust und Bauch mit Bürsten oder wollenen Tüchern, halte ihm Salmiak- oder Hirschhorngeist vor die Nase und flösse einige Tropfen davon in dieselbe; man kitzle den Gaumen mit einer in Öhl getauchten Feder, und reibe die Zunge mit Wasser und Essig mit etwas beygefügttem Salmiakgeiste, und während das Gesicht beständig mit Wasser und Essig bespritzt wird, wickle man den übrigen Körper in warme Tücher, und gebe zuletzt reizende Klystiere aus Tabaksblättern, Chamillenthee mit Salz. (Man gebe sie vorzüglich bey aufgetriebenem Bauche gleich nach dem Aderlafs.) Sind alle diese Versuche vergeblich, so bringe man den Leblosen in ein Aschenbett, oder lege ihm erwärmte Steine, Wärmflaschen zwischen die Schenkel, an die Füße, unter die Achseln, während mit den örtlichen Reitzungen, und dem Lufteinblasen fortgefahen wird. Ist irgend ein Hinderniß zugegen, welches das Eindringen der Luft durch die Stimmritze unmöglich macht, so ist die Öffnung der Luftröhre vorzunehmen. — Erhöht sich der Erdrosselte, so gebe man ihm Wasser mit Essig zum Trinken, und wenn ihm der Schleim den Athem erschwert, Honig mit Essig. Klagt er über Betäubung, Schwindel, ist er roth im Gesichte, so lasse man noch ein Mahl am Halse zur Ader und lege kalte Umschläge aus Wasser, Essig, Salmiak, und Salz auf den Kopf. Bey Schwäche, Ohnmachten reiche man warmen Wein oder andere stärkende Mittel. — *Der Scheintodt der neugebornen Kinder* rührt von dem langwierigen Einkeilen und Stehen des Kopfes in dem Becken der Mutter, von heftigen Zusammenpressen durch Instrumente, von zu früher Lostrennung des Mutterkuchens, vom Umschlagen der Nabelschnur um den Hals und andere Theile, von dem in der Gaumenhöhle, vor und in der Luftröhre angehäuften Schleime etc. her. Ist das neugeborne scheinotdte Kind sehr blaß, schwach, verräth es kein Zeichen von Erstickung, so verschiebe man die Lostrennung desselben von der Mutter, wenn die Nachgeburt noch nicht losgetrennt ist, und es überhaupt ohne Schaden der Mutter geschehen kann. In diesem Falle ist es das Erspriesslichste, das noch an der Gebärenden hangende Kind in ein lauliches, mit etwas Wein oder Branntwein vermishtes Bad zwischen die Schenkel derselben zu bringen. Ist aber das neugeborne Kind im Gesichte aufgedunsen, dunkelroth, blau, einem Ersticken oder Erdrosselten ähnlich, so ist die Nabelschnur alsobald zu durchschneiden, und nur dann erst zu unterbinden, wenn

eine verhältnismässige Menge Bluts herausgelassen worden ist. In jedem Falle aber schaffe man den in der Gaumenhöhle befindlichen Schleim heraus, kitzle Nase und Schlund mit einer Feder, blase entweder mittelst einer Röhre durch die Nase oder noch besser von Mund zu Mund Luft in die Lungen des Kindes, aber immer mit Vorsicht. Man bewege mit beyden Händen die Brust und den Leib des Kindes auf und ab, und während man das Kind in ein lauliches Bad bringt, werfe man öfters eine mittelmässige Handvoll kalten Wassers in das Angesicht, und auf die Herzgegend desselben, oder bediene sich des Tropfbades, indem man von oben herab kaltes Wasser auf die Herzgrube fallen läßt; man umwickle die untern Theile mit warmen Tüchern; man reibe undbürste den Rücken, die Hände, die Fusssohlen, und halte zerschnittene Zwiebel, zerriebenen Meerrettig etc. vor die Nase; man sauge die Zitzen der Brust, vorzüglich der linken, und gebe Klystiere aus warmem Wasser mit wenigen Wein, und im äufsersten Falle Tabakrauchs-Klystiere, doch letztere behutsam; ein sehr thätiges Erregungsmittel ist endlich die Electricität, oder der verstärkte Galvanismus. — *Erdrückten* oder unter Federbetten etc. *erstickten Kindern* muß fast auf gleiche Weise beygesprungen werden; ist ihr Gesicht und der Hals braun und roth angelaufen, so lasse man etwas Blut aus dem Arme oder der Drosselader; man blase Luft ein, reibe sie mit warmen Tüchern, und wickle sie locker damit ein, bespritze das Angesicht mit kaltem Wasser, gebe Niesen erregende Mittel und reizende, endlich Tabaks-Klystiere etc. Erhohlt sich das Kind, ist sein Athemhohlen schwer und mit einem Röcheln verbunden, so suche man den in der Luströhre oder ihren Ästen angehäuften Schleim durch ein gelindes Brechmittel z. B. Meerzwiebelhonig (Sulphur auratum etc.) wegzuschaffen. — *Den in Sand- Lehm- Kohlen- und Steingruben etc. erdrückten Erwachsenen* ist auf ähnliche Weise beyzuspringen; die aus Schneemassen Hervorgezogenen müssen wie Erfrorene behandelt werden.

Die dritte Abtheilung handelt vom Scheintode wegen unterdrückter oder erschöpfter Lebenskraft. — Das Erfrieren theilt der Hr. Verf. in ein örtliches und in ein allgemeines Erfrieren des Körpers ein. Das örtliche Erfrieren hat drey Grade. In dem ersten Grade zeigt das erfrorene Glied keine Empfindung, keine Röthe, sondern sieht blasser und weisser aus als die übrigen Hautdecken; im zweyten Grade gesellen sich Geschwulst, Röthe, Hitze, Schmerz und Blasen binzu; im dritten Grade wird der Theil bey dem Aufthauen völlig zerstört und vom kalten Brande ergriffen. Bey dem allgemeinen Erfrieren erstarrt der alles seines Wärme-

stoffes beraubte und in einen Todtenschlaf versunkene Mensch ganz, und wird in einen unbeugsamen Eisklotz verwandelt. *Zur Rettung des Erfrorenen* ergreife man folgende Mafsregeln: Man bringe den starren Körper, ohne seine Glieder zu beugen, in eine ungeheizte Stube, oder auch in eine Scheune unter ein bloßes Obdach, bereite eine gute Lage von Schnee oder zerstoßenem Eise auf dem Boden und bringe den Erfrorenen nach aufgeschnittenen und abgenommenen Kleidern, ohne irgend wieder ein Glied zu beugen, auf dieses Schneelager, und bedecke ihn, den Mund und die Nase ausgenommen, fufshoch mit Schnee. So lasse man ihn eine Stunde lang; dann bringe man ihn in ein aufrecht stehendes, mit eiskaltem Wasser gefülltes Fafs bis an das Kinn und werfe, um das Wasser noch kälter zu machen, einige ganze Stücke Eis hinein. Nach einer Viertelstunde schöpfe man Wasser heraus, und gebe eben so viel von einem etwas weniger kalten Wasser hinein. So wird fortgeföhren, bis die Beugsamkeit des Körpers hergestellt ist. Dann wird der Scheintodte aus dem Wasser herausgenommen und mit ungewärmten Tüchern getrocknet, die dann mit Branntwein befeuchtet, zur Reibung des Körpers angewendet werden. Nach einer Viertelstunde bringe man ihn in ein ungewärmtes Bett, und gebe ihm ein Klystier von kaltem Wasser mit etwas Wein oder Branntwein. Warme Klystiere sind schädlich, noch mehr Tabakrauchs-Klystiere. Ist der Körper etwas beugsam geworden, hat er die Bälte eines Erfrorenen verloren, so suche man das Athemhohlen herzustellen, was hier am füglichsten durch einen Blasebalg, um kühle Luft in die Lungen zu bringen, geschieht. Außert der Scheintodte einige Spuren von Leben, so ist er in ein etwas gewärmtes Bett zu bringen, und nun so (jedoch mit Mässigung der Wärme) wie ein Ertrunkener zu behandeln. — *Die Behandlung der vom Blitze Getroffenen* ist folgende: Zuerst ist der vom Blitze Getroffene aus dem dunstvollen Zimmer zu entfernen und seiner Kleider zu entledigen. Ist er von starker Beschaffenheit, ist sein Angesicht roth und strotzend, so öffne man die Drosselader oder eine Armader, setze Blutigel am Halse. Schröpfköpfe hinter den Ohren, begieße ihn mit kaltem Wasser, bedecke den Kopf mit kalten Umschlägen und setze ihn in ein Erdebad, wo er mit lockerer Erde eine Hand hoch bis auf das Angesicht bedeckt wird (es versteht sich, daß auch hier Klystiere, Einblasen der Luft in die Lungen, Reiben mit Bürsten etc. praemissis praemittendis angezeigt sind). Ist der vom Blitze Getroffene schwächlich, so ist keine Ader zu öffnen; man hülle ihn in Decken, besprenge sein Gesicht mit kaltem Wasser oder bediene sich des Tropfbades, lege kalte Umschläge um den Kopf.

reibe den Körper mit einer mit kaltem Wasser angefeuchteten Bürste, blase Luft in die Lungen, gebe kühle Clystiere, und schreite endlich zur Electricität oder dem verstärkten Galvanismus. — *Bey dem Scheintode durch Erschütterung*, bey einem Sturze, Falle ist, wenn nicht eine große Entkräftung vorausgegangen ist, immer ein Aderlass und zwar bey Kopfverletzungen an der Drosselader, das Bespritzen mit kaltem Wasser, kalte Umschläge auf den Kopf, erweichende Klystiere, kühle Luft, und wenn der Kranke schlingen kann, ein Hollunderthee mit Weinessig, ein Aufguss von Arnikablumen nebst aromatischen Bähungen der Herzgrube und endlich die Electricität oder der verstärkte Galvanismus angezeigt. Es entsteht überdies der *Scheintod* und zwar am häufigsten nach plötzlichen Ausleerungen, nach allzu schneller Entbindung, nach häufigen Darmentleerungen, nach starker Wasserausleerung, nach starkem Blutsturze, endlich bey hysterischen mit Nervenleiden behafteten Personen etc., wo aber immer der herbeygerufene Arzt die regelmässige Behandlung dieser verschiedenen Gattungen vom Scheintode bestimmen muß, und der würdige Hr. Verf. schließt nun seine höchst interessante Abhandlung über den Scheintod mit der Bemerkung, daß er sich bey dem Scheintode nach plötzlichem und heftigem Blutverluste von der Transfusion oder Übergießung des Blutes von warmen Thieren in die Blutadern des erschöpften Scheintodten, auch nach mehreren Stunden noch, sehr Vieles verspreche.

In der zweyten Hauptabtheilung wird von den Beerdigungsanstalten, Leichenbegängnissen und Begräbnisplätzen auf eine Art gehandelt, die nichts zu wünschen mehr übrig läßt; doch wir würden unsere Blätter allzu sehr füllen, wenn wir alles Bemerkenswerthe ausheben wollten, und bemerken nur noch, daß die *Leichenhäuser*, ungeachtet uns in unserm Lande kein einziges Beyspiel eines darin wieder erwachten Scheintodten bekannt ist, und sie aus unwiderleglichen Gründen keineswegs der menschenfreundlichen Absicht ihrer Errichter ganz entsprechen dürften, doch in diesen zwey Fällen nothwendig sind: Erstens, in ansteckenden Krankheiten um die Wohnplätze, in welchen dergleichen Kranke verstorben sind, vor fernerer Ansteckung zu sichern; zweytens, um für erhenkte, erdrosselte, oder fremde ertrunkene, erstickte etc. Scheintodte, welchen Vorurtheil oder Lieblosigkeit eine Freystätte versagen oder nur mit Unwillen und folgich zum Nachtheile des Scheintodten gewähren würde, einen sichern Ort zu ihrem allenfallsigen Auferwachen anweisen zu können.

D—d.

Ästhetik

Vorschule der Aesthetik nebst einigen Vorlesungen in Leipzig über die Parteyen der Zeit, von Jean Paul. Zweyte verbesserte und vermehrte Auflage. Stuttgart und Tübingen in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1813. 3 Abtheil. XXXII und 1055 S.

Eine der vorzüglichsten Eigenthümlichkeiten des Deutschen ist die innige Verschmelzung des wissenschaftlichen und künstlerischen Geistes, jene herrliche Blüthe der nach Allseitigkeit strebenden Bildung. Diese Verschmelzung und Durchdringung der beyden höchsten Genien der Menschheit, stellt sich am sichtbarsten im Gebiete der Kunst dar, und deutet, da sie gerade bey den Heroen unserer Literatur am meisten hervortritt, auf eine höhere Bestimmung der deutschen Kunst hin. Auffallendnehmlich ist es, wie der Deutsche fast einzig der Erkenntniß (also dem wissenschaftlichen Elemente) seine Kunst zu verdanken hat, und wie die Theorie in den herrlichsten Schöpfungen des deutschen Genius am deutlichsten hervortritt. Denn Erkenntniß des eigentlichen Wesens der Kunst und Anerkennung der ausgezeichneten Kunstschöpfungen der alten wie der neuern Welt war es, was unsere Poesie aus der Gottschedischen Wasserfluth rettete; und diese höhere Kunstansicht wurde in uns erweckt durch die genialische Auffassung der antiken Kunst, und die Würdigung des von den Franzosen so verkannten *Shakespeare*; *Winkelmann* und *Lessing* waren die Geister, an denen sich der poetische Genius der Deutschen (eines Göthe vorzüglich) entzündete. Diesen Weg der unbefangenen und genialischen Würdigung der fremden Kunstwelten wandelte dann *Herder* fort, und schloß uns den Orient auf, in seiner Farben- gluth und seinem Rosendufte. Die Erkenntniß der fremden Genialität weckte, durch die Begeisterung die sie mit sich führte, den eigenen Genius; und dieser begeisterten Erkenntniß haben wir die Kunstschöpfungen eines Göthe, Schiller, Tieck, Wilh. und Fr. Schlegel u. a. zu verdanken, unter denen jedoch die Göthischen durch ihre eigenthümliche Genialität weit hervorrangen. Unsere Kunst ist daher eigentlich Kunstpoesie, d. h. mehr durch die Theorie und die begeisterte Nachbildung fremder Genialität, als durch eigene Originalität erzeugt. Die höhere Erkenntniß und Theorie ist aber, wie die Wissenschaft überhaupt, das läuternde Feuer, in welchem sich das Gute und Schlechte scheiden, und der freye Geist zu seiner ursprünglichen Reinheit entbunden wird. Darum müs-

sen wir auch die deutsche Kunstpoesie als die Vorläuferin einer höheren Kunstepoche betrachten, in welcher der deutsche, bisher durch fremde Genialität gebildete und genährte Genius seine ursprüngliche Schöpferkraft wieder erlangen wird.

Diese Betrachtungen wurden durch das vorliegende Werk veranlaßt, in welchem wir jene Eintracht des künstlerischen und wissenschaftlichen Geistes in ihrem höchsten Blüthenschmucke finden. Bekannt ist es, welche Verdienste sich der Verf. um die Wiedererweckung einer von den Deutschen bisher verkannten Kunstgattung erwarb, in welcher ihm vorzüglich die Genien der englischen humoristischen Poesie vorleuchteten; und was wir an seinen humoristischen Werken vorzüglich bewundern, die künstlerische Genialität nämlich gepaart mit allseitiger, wissenschaftlicher Bildung und tiefer Menschenkenntniß, und das heitere Spiel des Witzes und der Ironie vereint mit ächt mystischer Sentimentalität, dieses ergreift und entzückt uns auch in dem vorliegenden Werke, das, wie der Titel schon anzeigt, mehr bestimmt ist, die Ansichten des Verfs. über die Kunst, vorzüglich über die Poesie, mitzutheilen, den Geist zur ächt künstlerischen Betrachtungsweise zu erheben, und ihn zur tieferen, rein philosophischen Ergründung der Kunst gleichsam vorzubereiten, als in Form eines Lehrbuchs das ganze Gebieth der Kunst zu umfassen, und alles in systematischem Zusammenhange darzustellen. Daher handelt der Verf. nur von der Dichtkunst, und zwar fast ganz rhapsodisch, indem er nicht in den inneren Organismus der Poesie und ihrer Formen eindringt, sondern nur über die einmal angenommenen Gattungen der Dichtkunst (das Epos, Drama, die Lyra u. s. w.) seine Gedanken und Ansichten ausspricht. Darin scheinen auch die Gegenstände willkürlich geordnet zu seyn, und das Ganze des klaren Zusammenhanges, der einem Lehrbuche nothwendig ist, zu ermangeln. Aber ein innerer Geist beseelt und verknüpft die scheinbar zerstreuten und untergeordneten Glieder des Ganzen, und in der Art, wie der Verf. immer die entgegengesetzten Elemente auffaßt, und ihren Widerspruch in der harmonischen Synthese aufhebt, symbolisirt sich das Leben der Kunst selbst, da sie nicht in Begriffe zerlegt und als ein todttes Wesen skeletisirt (denn so finden wir in den gewöhnlichen Lehrbüchern nur das caput mortuum der Kunst), sondern in ihrer lebendigen und freythätigen Entwicklung betrachtet wird. Denn so, wie das Leben überall die Synthese entgegengesetzter Elemente ist, so ist auch die Dreyfachheit (die lebendige Einheit des Gegensatzes) das wahrhafte Symbol des Lebens. Diese Constructionsweise finden wir durchgängig

in der Darstellung des Verfs.; und selbst da, wo die Gegensätze nicht mehr als die reinen Elemente, sondern als die Extreme erscheinen, wird ihre Auflösung in die höhere Synthese angedeutet. So wird der Gegensatz der poetischen Nihilisten und der poetischen Materialisten in dem eigentlichen Wesen der Kunst, im Wunderbaren, aufgehoben; dann folgt die Dreyfachheit der poetischen Kräfte: Einbildungskraft — Phantasie — Genie; die der poetischen Darstellungsweisen: das Lächerliche — Erhabene — Humoristische — (Ironie — Laune — Humor; Witz — Scharfsinn — Tiefsinn), und endlich die Dreyfachheit der Dichtungsarten: Epos — Drama — Lyra. Wenn wir ferner durchgängig mehr sinnreiche Vergleiche und bildliche Beschreibungen, als einfache, das Wesen des Gegenstandes und sein Verhältniß zu den anderen kurz und scharf bezeichnende Darstellungen finden, wie z. B. Thl. II. S. 491 ff., wo der Verf. vom Epos und Drama handelt, so erkennen wir darin eben jene höhere Einigung des künstlerischen und wissenschaftlichen Geistes, von welcher wir im Eingange unserer Beurtheilung redeten, und die in den Werken des Verfs. das eigentlich Charakteristische und Genialische ist. Nirgend nämlich faßt der Verf. einen Gegenstand bloß als Begriff (vom Leben abstrahirt) auf; wie es der bloß wissenschaftliche Darsteller thut, der absichtlich das Empirische aufhebt (das Wirkliche geistig tödtet), um alles in geistige Erkenntniß zu verklären, sondern mit dem eigenthümlichen Wesen des Gegenstandes (welches der Begriff allein ausdrückt) bezeichnet er zugleich sein wirkliches, individuelles Leben, so, daß er den Gegenstand auf das anschaulichste uns vorzaubert. Und diese Anschaulichkeit des Vortrags wird zur geistigsten Lebendigkeit erhöht durch das freye Spiel des Witzes und der Ironie, jener phänomenischen Feuerkugeln, die aus dem stillen, ewigen Flammenmeere eines ächt humoristischen Enthusiasmus, einer wahrhaften Gotttrunkenheit hervorbrechen.

Wir wollen uns bemühen, eine Übersicht vom Ganzen zu geben, und hie und da unsere Ansichten, da, wo sie von denen des Verfs. wesentlich abweichen, kurz andeuten.

Über den Zweck des Werkes erklärt sich der Verf. in der Vorrede zur zweyten Auflage S. XII so: „Die gegenwärtige Vorschule oder Vor-Geschmacklehre sollte nicht sowohl den Philosophen, denen ohnehin wenig zu sagen ist (ausgenommen entweder Gesagtes oder Ihriges), als den Künstlern selber, aus denen sie mit reinen, aber nicht Danaiden-Gefäßen geschöpft worden, schwache Dienste leisten.“ Nicht bloß für den Künstler ist dieses Werk eines der wichtigsten, und vielleicht

dasjenige, das ihn am besten in die Mysterien der ächten Kunst einweihen kann, sondern auch für den Philosophen muß es von der höchsten Bedeutung seyn, da hier ein genialischer Künstler seine Gedanken und Ansichten von der Kunst mittheilt, die ihm nicht bloß durch die Betrachtung fremder Kunstwerke, sondern auch durch die Erforschung seines eigenen künstlerischen Genius entstanden sind; und wenn der an systematischen Formalismus gewöhnte Philosoph logischen Zusammenhang vermissen sollte, so wird er für den Mangel an systematischer Form durch die geistreiche Fülle des Stoffs auf das reichlichste entschädigt.

I. Programm. *Ueber die Poesie überhaupt.* Ihre Definitionen. Die Poesie kann nur durch sich selbst definiert werden; denn „man kann eigentlich nichts real definiren als eine Definition selber (wie *Antisthenes* schon die Realdefinition geläugnet hatte). S. 3 erklärt der Verf. die alte aristotelische Definition, „welche das Wesen der Poesie in einer schönen (geistigen) Nachahmung der Natur bestehen läßt“, für die negativ beste, weil sie zwey Extreme ausschließet, nämlich den poetischen Nihilismus und den Materialismus. Aber der unpoeische Aristoteles spricht nirgends in seiner Poetik von schöner oder geistiger Nachahmung; vielmehr ist ihm die Kunst bloße Nachahmung des Besseren, Schlechteren oder Gleichen (des Wirklichen); und der Begriff, den er mit seiner *mimesis* verbindet, ist von schöner und geistiger Darstellung so weit entfernt, daß er den Grund des Vergnügens, das wir an Nachahmungen finden, in den Trieb nach Erkenntniß setzt (s. Kap. IV. §. 5. S. 10. ed. Herm.); woraus folgt, daß er, wenn er sich consequent bleiben wollte, diejenige Darstellung, welche ohne alle Verschönerung (Idealisirung) den Gegenstand getreu nachbildete, für die gelungenste halten mußte; denn aus einer solchen lernen wir den Gegenstand am besten kennen. Daher gehen auch aus der aristotelischen Definition jene Extreme, die nach des Verfs. Behauptung durch sie ausgeschlossen seyn sollen, am bestimmtesten hervor, da sie gerade das, worauf das Wesen der Kunst beruht, die freythätige Schöpferkraft des Geistes, so wenig anerkennt, daß sie diese vielmehr ausschließet, und die Kunst auf die sklavische Nachbildung des in der Wirklichkeit Gegebenen beschränken zu wollen scheint: die Kunst wird als solche annihilirt, und sinkt in empirischen Materialismus herab.

Der zweyte Paragraph betrachtet die poetischen Nihilisten, die in kleinlicher Selbstsucht das Wirkliche, die Natur und die Geschichte, verachten. Der Genius wird durch die Wirklichkeit selbst geweckt, genährt und begeistert, und die Kunstwelt ist eine neue Erschaffung und Offenbarung

der Natur und des Lebens. Aber nur für den künstlerischen und wissenschaftlichen Geist hat die Wirklichkeit und Erfahrung diese tiefe Lebensfülle, die erweckende und mit neuen Schöpfungen befruchtende Kraft; also setzt die Wirklichkeit, wenn sie von Einfluß für die Kunst und Wissenschaft seyn soll, künstlerische und wissenschaftliche Genialität voraus; sie für sich selbst wird höchstens das technische Talent beleben, das von Schöpferkraft entblößt, nur in der getreuen Nachbildung des Gegebenen seinen Triumph feyert, dagegen das Kunstwerk eine wahrhaft neue und eigenthümliche Wiedergeburt des Lebens und der Welt ist.

Den poetischen Nihilisten, die in der kraft- und formlosen Leere leben, werden die poetischen Materialisten entgegengesetzt. Getreue Nachahmung der Natur hat keinen Sinn, da es unmöglich ist ihre Individualität durch irgend ein Nachbild zu erschöpfen. Das Wirkliche ist als solches noch nicht poetisch; das Poetische ist das in sich geschlossene, worin das in der Wirklichkeit in unendliche Räume und Zeiten ausgetheilte gleichsam in einen höheren Brennpunkt gesammelt erscheint. Keinen wirklichen Charakter kann der Dichter — auch der komische — aus der Natur annehmen, ohne ihn, wie der jüngste Tag die Lebendigen, zu verwandeln für Hölle oder Himmel. Wäre die Nachahmung des Wirklichen und natürlichen Dichtung, so brauchte der von leidenschaftlichen Gefühlen getriebene, nur seine Empfindungen abzucopiren, um ein Dichter zu seyn; aber „keine Hand kann den poetischen, lyrischen Pinsel fest halten und führen, in welcher der Fieberpuls der Leidenschaft schlägt.“ S. 21. „Weder der Stoff der Natur, noch weniger deren Form ist dem Dichter roh brauchbar“ u. s. w. Dann werden die Widersprüche aufgezeigt, in welche die poetischen Materialisten mit sich selbst, mit der Kunst und mit der Natur verwickelt sind. „Wie das organische Reich das mechanische aufgreift, umgestaltet und beherrscht und knüpft, so übt die poetische Welt dieselbe Kraft an der wirklichen, und das Geisterreich am Körperreich. Daher wundert uns in der Poesie kein Wunder, sondern es gibt da keines, ausgenommen die Gemeinheit.“ S. 24. Die Poesie vermag auch das verborgenste darzustellen, was nur in der Tiefe des Gefühls lebt, und über diese Wirklichkeit hinausgeht, also jenseits aller Erfahrung und Natur liegt S. 26. 27.

§. 4 nähere Bestimmung der schönen (geistigen) Nachahmung der Natur. Scharfsinnige Widerlegung der kantischen, Delbrüchischen und Hemsterhuisischen Definitionen des Schönen, S. 26. 29. 31 ff. Vergleichung der Nihilisten und Ma-

terialisten: „dem Nihilisten mangelt der Stoff, und daher die belebte Form; dem Materialisten mangelt belebter Stoff und daher wieder die Form; kurz: beyde durchschneiden sich in Unpoesie.“

So ergreift der Verf. die Kunst an ihren beyden Elementen, und betrachtet jedes zuvor in seiner Besonderheit. Das positive Element ist die Idee oder das Unendliche, das negative, die Wirklichkeit oder Natur; auf der innigen Durchdringung beyder beruht das Wesen des Schönen. Da, wo das eine Element, ohne sich durch das andere zu ergänzen und zu vollenden, hervortritt, da erscheint statt der Schönheit und der wahrhaften Kunst das Einseitige, Unpoetische; nämlich wo blofs die Idee oder das Allgemeine herrschend ist, finden wir ein leeres Formenspiel ohne Gehalt, Wahrheit und Leben, da hingegen, wo das Besondere oder Endliche in seiner materiellen Wirklichkeit dargestellt ist, gemeinen, geistlosen Stoff ohne poetische Beseelung und Verklärung. Die Kunst ist ein eigentlich dämonisches Wesen; jene ursprüngliche, und wie aus einem Keime freythätig und natürlich entfaltete Eintracht des Himmlischen und Irdischen, die, wie alles organische Leben, nur aus sich selbst erblühen kann, und daher künstlerische Genialität (göttliche Schöpferkraft des Geistes) voraussetzt. Die Kunst ist folglich das Wunder, welches das im wirklichen Leben stets getrennte und scheinbar unvereinbare in innigste Liebe versöhnt, das uns den Himmel aufschliesst, während wir noch auf der Erde wandeln, mit magischer Kraft also den Himmel auf die Erde herabzaubert, oder die Erde zum Himmel verklärt.

Mit Recht beginnt daher der tief sinnige Verf., nachdem er die einseitigen Elemente (die Extreme) der Kunst betrachtet, und die Mangelhaftigkeit jeder Definition des Schönen (das nur durch sich selbst definiert werden kann,) gezeigt hat, mit dem *Wunderbaren* §. 5. Das poetisch-Wunderbare muß im Geiste der Dichtung liegen, und die Poesie selbst ist ihrem Wesen nach ein Wunder; das Wunder kann also weder im Stoffe, noch in der Form liegen (es darf weder bloße Erdichtung seyn, noch vom Dichter künstlich herbeygeführt und zuletzt gelöst werden), sondern in dem poetischen Geiste, in welchem beyde, Stoff und Form sich durchdringen. Das Wunderbare ist gleichsam die Atmosphäre der Kunst selbst. Dann folgen treffliche Bemerkungen über den Gebrauch des Wunderbaren in der Dichtkunst, und sinnige Urtheile über einzelne Werke.

II. Progr. *Stufenfolge poetischer Kräfte*. Von der Einbildungskraft (der Prosa der Phantasie, der blofs potenzirten hellfarbigeren Erinnerung) steigt der Verfasser zur Phantasie auf, der eigentlichen

Bildungskraft „der Weltseele der Seele, dem Elementargeiste der übrigen Kräfte, der Kraft, die alles totalisirt, die das Unendliche der Vernunft näher führt, und es anschaulicher dem sterblichen Auge darstellt.“ Von der empfangenden Phantasie geht er über zum Talente „dem einseitigen Strome der Kräfte, in welchem mehrere hervorragten, die Phantasie aber niedrig steht, oder dem partiell bildenden Kunstvermögen, dem die poetische Besonnenheit und die eigenthümliche freye Universalität des Genies gebriecht, die aus dem Zusammenklange aller und groszer Kräfte entspringt.“

III. Progr. Vom Talente erhebt er sich dann zum Genie, und unterscheidet das passive, „welches den groszen Weltgeist, es sey im äufsern Leben oder im innern des Dichtens und Denkens, mit selbst zu gestalten vermag“, vom aktiven Genie, „in welchem alle Kräfte auf einmal in Blüthe stehen“ und in der innigsten Harmonie sich darstellen, die sich durch *Besonnenheit* (jene höhere „welche die innere Welt selber entzweyt und entzweytheilt in ein Ich und in dessen Reich, in einen Schöpfer und dessen Welt“, S. 67) kund gibt. Diese Besonnenheit ist aber von jener heuchlerischen zu unterscheiden, welche göttliche Eingebung und Empfindung nur nachspielt: „die göttliche Besonnenheit wurzelt im Instincte des Unbewußten, diesem überirdischen Engel des inneren Lebens, dessen heller Glanz jenes Licht über die ganze Seele wirft.“ Dieser Instinct ist der eigentlich geniale Stoff, die gleichsam angeborne, unwillkürliche Poesie, um welche die Form nicht die Folie, sondern nur die Fassung legt. Auf diesen Stoff gründet sich die geniale Originalität, welche der Nachahmer blofs in der Form oder Manier sucht. Das Kennzeichen des Genies ist neue Welt- oder Lebensanschauung. „Dieser Weltgeist des Genies beseelt, wie jeder Geist, alle Glieder eines Werks, ohne ein einzelnes zu bewohnen“ (S. 72). Das also, was den Gegensatz der beyden Welten, der inneren und der äufseren, der Zeit und der Ewigkeit versöhnt, die Harmonie und Schönheit widerstrahlen läßt, ist der Genius, und die Aussöhnung selbst das Ideal. „Überall macht der Genius das Leben frey und den Tod schön; auf seiner Kugel sehen wir, wie auf dem Meere, die wogenden Segel früher als das schwere Schiff. Auf diese Weise versöhnet, ja vermählet er — wie die Liebe und die Jugend — das unbehüllliche Leben mit dem ätherischen Sinn, so wie am Ufer eines stillen Wassers der äufserer Baum, und der abgepiegelte Baum aus Einer Wurzel nach zwey Himmeln zu wachsen scheinen“ (S. 91).

IV. Progr. *Ueber die griechische oder plastische Poesie*. Herrliche Charakteristik des ursprüng-

lich poetischen Genius des griechischen Volkes, S. 95—103. Die vier Hauptfarben der griechischen Dichter sind ihm 1) die Plastik oder Objectivität, 2) die Schönheit oder das Ideale, entsprungen aus der harmonischen Mitte und dem Ebenmase aller Kräfte und dem Edlen, Rein-Menschlichen der griechischen Kunst; 3) die heitere Ruhe, und 4) die sittliche Grazie; treffliche Gedanken über das Sittliche und sein Verhältniß zum Schönen. Das Sittliche fließt unserer Überzeugung nach unmittelbar aus dem Wesen des Schönen; nur das in sich Vollendete und Harmonische, also das Schöne, kann das wahrhaft und ursprünglich Sittliche seyn; Schönheit und Tugend sind an sich Eines, denn die Tugend ist Schönheit (vollendete Einstimmigkeit, *σωφροσύνη*) des Gemüths; daher die *καλοκαγαθία* der Griechen. Die Schönheit ist das reine, gediegene Leben selbst, das kein innerer Widerspruch (kein böses Princip) trübt, kein Schmerz zerreißt.

V. Progr. *Ueber die romantische Poesie.* Das Romantische ist dem Verf. „das Schöne ohne Begränzung, oder das schöne Unendliche, so wie es ein erhabenes gibt.“ Nach unserer Ansicht ist die Antike die vollendete Darstellung des Lebens, die reale Versöhnung des Unendlichen und Endlichen, ihr Princip also Einheit und Harmonie, ihr Charakter Ruhe und Besonnenheit; die romantische Kunst dagegen deutet das Unendliche an in der Darstellung des Endlichen, Ungenügenden; sie ist also die ideale (nur durch das begeisterte Streben, durch die Liebe und Sehnsucht nach dem Unendlichen, als dem Ziele aller Wünsche, dem Ruhepunkte alles Strebens, gesetzte) Versöhnung des Unendlichen und Endlichen. In der antiken Kunst erscheint das in sich harmonische Leben als in der Wirklichkeit erfülltes; ihr Geist ist realistisch; in der romantischen Kunst ist das Leben in seinem begeisterten Triebe dargestellt, sich mit dem höchsten Elemente zu vermählen, durch welches ihm erst die Vollendung zu Theil werden kann; ihr Geist ist dualistisch und idealistisch. In jener herrscht das Seyn, in dieser das Werden. — Diesem folgt eine schöne Charakteristik der orientalischen (vorzüglich indischen) und der nordischen Poesie, und eine herrliche Darstellung der Eigenheiten der romantischen Kunst und des Mittelalters. Vom Romantischen geht der Verf. zur Poesie des Aberglaubens über. Der Aberglaube gründet sich auf „das ungeheure, fast hülflose Gefühl, womit der stille Geist gleichsam in der wilden Rie-

senmühle des Weltalls betäubt steht und einsam — sein Geist sieht sich furchtsam nach den Riesen um, welche die wunderbare Maschine eingerichtet, und zu Zwecken bestimmt haben, und welche er als die Geister eines solchen zusammengebauten Körpers noch weit größer setzen muß, als ihr Werk ist“ (S. 165). „Eigentlich ist jede Begebenheit eine Weissagung und eine Geistererscheinung, aber nicht für uns allein, sondern für das All, und wir können sie dann nicht deuten.“ Der 25. §. stellt Beyspiele der Romantik auf.

VI. Progr. *Ueber das Lächerliche.* Zuvor prüft der Verf. die bisher aufgestellten Definitionen des Lächerlichen, von denen mit Recht keine ihm genügt. Er erklärt das Lächerliche für das unendliche Kleine, im Gegensatze zum Erhabenen, das er §. 27 als das angewandte Unendliche definiert (S. 190). Das Lächerliche ist nach ihm nur im Reiche des Verstandes zu finden, und zwar ist es das Unverständige, „in einer Handlung oder einem Zustande sinnlich angeschaut, so, daß die Handlung als falsches Mittel die Absicht des Verstandes oder die Lage als Widerspiel die Meinung desselben darstellt und Lügen straft“ (S. 197). Bey dem Lächerlichen sowohl der Handlung als der Lage, müssen wir dem komischen Wesen zu dem wahren Widerspruche mit dem Äußeren noch einen erdichteten inneren mit sich selbst geben (S. 200). Der Widerspruch, in welchem das Bestreben oder Seyn des lächerlichen Wesens mit dem sinnlich angeschauten Verhältnisse steht, ist ihm der *objective* Contrast, das Verhältniß selbst der *sinnliche*, und der Widerspruch beyder, den wir ihm durch das Leihen unserer Seele und Ansicht als den zweyten aufbürden, der *subjective* Contrast. „Der Elementargeist der komischen Lust-Elemente ist der Genuß dreyer in Einer Anschauung vor- und festgehaltenen Gedankenreihen: 1) der eignen wahren, 2) der fremden wahren, und 3) der fremden, von uns untergelegten illusorischen. Das Komische selbst ist der Genuß oder die Phantasie und Poesie des ganz für das freye entbundenen Verstandes, welcher sich an drey Schluß- oder Blumenketten spielend entwickelt, und daran hin und wieder tanzt“. Es beruht auf drey Elementen: 1) dem freygelassenen, durch keine sich eindrängende starke Empfindung gestörten Spiele, 2) der Nachbarschaft des Komischen mit dem Witze, und 3) dem Reiz der Unentschiedenheit, dem Kitzel des Wechsels zwischen scheinbarer Unlust und der eignen Lust und Einsicht.

(Der Beschluß folgt.)

Allgemeine Literaturzeitung.

N^{ro}. 55.

Dienstag, den 12. July

1814.

Ästhetik.

Vorschule der Aesthetik nebst einigen in Leipzig gehaltenen Vorlesungen über die Parteyen der Zeit, von Jean Paul etc. (Beschluss.)

So treffend und belehrend die Ansichten des Verfs. über das Komische sind, so vermissen wir doch in seiner Darstellung das tiefere, speculative Eindringen in das Wesen des Gegenstandes. Richtig und von selbst sich darbietend ist die Entgegensetzung des Erhabenen und Lächerlichen; aber die Erklärung, das Erhabene, das angewandte Unendliche, und das Lächerliche das unendliche Kleine sey, erscheint uns ungenügend und das gar nicht bezeichnend, worauf das Wesen des Erhabenen und des Lächerlichen beruht. Unserm Urtheile nach liefse sich das Wesen des Erhabenen und Lächerlichen so betrachten. Das Schöne stellt die Elemente des Lebens, das Unendliche und Endliche (Ideale und Reale) in vollkommener Eintracht dar. Die Schönheit ist die Seele aller Kunstdarstellung, das eigentliche Wesen oder das Ideal alles Lebens. Jedes Kunstwerk ist daher nur eine besondere Darstellung dieses Ideals, und jede Kunstform oder Kunstgattung eine besondere Erscheinungsweise des Schönen. Das Schöne nun trägt zwey Elemente in sich, das Unendliche und Endliche; diese sind daher auch das jede Kunstgattung setzende und bestimmende; denn die besondere Erscheinungsweise des Schönen kann nur durch die Besonderheit (d. h., das Vorherrschen) des einen oder des anderen ihrer Elemente gegeben seyn. Also müssen wir zwey ursprüngliche Formen des Schönen annehmen. Die eine ist die, wo das Unendliche vor dem Endlichen vorherrscht, die andere die, wo das Endliche vor dem Unendlichen hervortritt. Zu dieser im Wesen des Schönen liegenden Doppelheit gesellt sich noch die in uns gegründete Doppelheit des äußeren (objectiven) und inneren (subjectiven) Lebens. Das Unendliche und das Endliche werden also entweder objectiv oder subjectiv erscheinen. Auf der objectiven Erscheinung des Unendlichen in seiner

Siebentes Heft.

Vorherrschaft vor dem Endlichen beruht das *Erhabene*, auf der subjectiven das Lächerliche; das Endliche dagegen erscheint als objectives Leben im *Rührenden* (denn dieses beruht auf der unmittelbar uns ergreifenden Wahrheit des dargestellten; und nur das Individuelle in seiner reinen Eigenthümlichkeit und Natürlichkeit vermag in uns Rührung zu erwecken), als subjectives im *Mimischen* (in der ironischen, getreuen Nachbildung des Wirklichen). Erhaben ist dasjenige, das durch seinen Gegensatz gegen das Endliche und Beschränkte das Gefühl oder die Idee des Unendlichen, Unermesslichen in uns erweckt, dadurch nämlich, das er uns als unendliche Kraft entgegentritt oder auf ein unendliches Vermögen hindeutet (das sogenannte mathematisch - Erhabene ist nur sinnlicher Ausdruck des dynamisch - Erhabenen; und das Erhabene als solches ist eigentlich immer dynamisch). Das Endliche oder Beschränkte erscheint nur in so fern als Gegensatz des Unendlichen, als es die Unermesslichkeit desselben anschaulich macht und sie für den betrachtenden Geist hervorhebt; für sich selbst zerfließt es in das Unendliche und löst sich in seine Unermesslichkeit auf. Vom Erhabenen ist das rein - Unendliche zu unterscheiden; das Unendliche an sich wird erst durch die vergleichende Betrachtung, also der Gegensatz der Beschränktheit erhoben. Das Erhabene ergreift uns, unser Wesen gleichsam in sich auflösend; sein Charakter ist daher ernste Bewunderung, seine Erscheinung bestimmt und einfach (daher die hohe Simplizität der griechischen Tragödie). Die Darstellung des Unendlichen dagegen als subjectiven Lebens ist das Komische. Das Subjective kann sich als unendliches Leben nur so offenbaren, das es sich über alle Bestimmtheit und Begränztheit (über alles Absichtliche, Zweckmässige, kurz, über alles, was ernsthaft und positiv ist) erhebt; und dieses kann nur dadurch geschehen, das es alles als freyes und zweckloses Spiel betrachtet, folglich alles von derjenigen Seite auffasst, von welcher es durch seinen inneren Widerspruch sich selbst aufhebt, also als eitel und nichtig erscheint. Wir müssen die Welt geistig vernichten (sie als

nichtig betrachten), um uns frey über sie zu erheben; und alle Nichtigkeit beruht auf dem Contraste des Seyns und des Scheins; denn das ist nichtig, das nicht das ist, was es zu seyn scheint. Sonach gründet sich auch das Komische auf den Widerspruch des Wesens mit sich selbst (auf den Contrast der Absicht und der Handlung, der Vorstellung oder Einbildung und des wirklichen Seyns). Diesen Widerspruch aber erkennt nur der freyere, über die befangene Absicht des Handelnden und die Beschränktheit seines Wesens sich erhebende Geist; also ist dieser Widerspruch nur durch und für den Geist gesetzt (denn der thöricht Handelnde oder Lächerliche hat kein Bewusstseyn von seiner Thorheit oder Narrheit; er handelt vielmehr sich selbst consequent), und es gibt nichts objectiv und an sich lächerliches, sondern alles ist nur lächerlich für den freyeren Geist und wird es erst durch seine unbedingte, über alle Beschränktheit sich erhebende Betrachtungsweise und Gemüthsstimmung. Das Lächerliche ist so wenig objectiv gegeben (denn selbst das Obscöne, diese so reiche Quelle des Lächerlichen, ist objectiv oder natürlich und an sich betrachtet, nicht lächerlich), daß der komische Dichter selbst den Gegenstand, dem mit allgemeiner Hochachtung gehuldigt wird, lächerlich finden und darstellen kann; und überhaupt ist nichts denkbar, das nicht lächerlich aufgefaßt und dargestellt werden könnte, weil jener Contrast des Seyns und des Scheins (der Absicht und des Handelns, der Idee und der Äußerung, ihr nicht entsprechenden Erscheinung u. s. w.) überall vom betrachtenden Geiste wahrgenommen werden kann. Und um so lebendiger wird das Gefühl der nie unendlichen, und durch nichts (keinen ernsthaften Zweck, keine objective, in sich haltbare Wahrheit, u. s. f.) beschränkten Freyheit des Geistes erweckt, um so größer also die komische Lust, je mehr der Gegenstand, den der Dichter durch den inneren Contrast, also das Zwecklose und Nichtige seines Wesens, in sein Nichts auflöst, unsern Ernst zuvor in Anspruch nahm, d. h., je edler und würdiger er erschien. Dieses weiter auszuführen, verbietet uns der Raum dieser Blätter; nur das eine wollen wir noch hinzufügen, daß das Komische (das eigentlich künstlerische) wohl zu unterscheiden ist vom Lächerlichen, das überhaupt aus der Wahrnehmung eines Gegensatzes gegen das Gewöhnliche, Selbstständige, Einfache und Besonnene, hervorgeht. Wenn daher der Verf. sagt, das Lächerliche sey nur im Reiche des Verstandes zu finden, so kann dieses nur vom empirisch-Lächerlichen gelten, nicht von dem künstlerischen, dem Komischen; denn in der wahrhaften Komödie erfreuen sich alle Kräfte des Geistes (nicht bloß der reflectirende und vergleichende Verstand) des heitersten und lebendigsten

Spieles; und hier ist das Positive der Lust eben die phantastische, dithyrambische Gotttrunkenheit, die, im engsten Gefühle ihrer unendlichen Begeisterung, nicht nur mit der äußeren Welt, sondern mit sich selbst auch ihr muthwilliges Spiel treibt, um sich gleichsam von aller Beschränktheit und allem positiven Ernste zu reinigen und zur unbedingten, unbegrenzten Freude und Lust zu verklären. Daher können wir auch darin dem Verf. nicht beystimmen, wenn er das Komische auf das Endliche beschränkt (S. 235); vielmehr ist das Komische durch die Vernichtung des Endlichen, so wie alles Positiven und Begrenzten (also auch Beschränkten und Befangenen) die negative Darstellung des Unendlichen, so wie das Erhabene die positive ist.

VII. *Ueber die humoristische Poesie.* Der Humor beruht dem Verf. auf der Unendlichkeit des Contrastes; Totalität und die weltverachtende, vernichtende Idee ist sein Wesen. Unserer Überzeugung nach ist der Humor das, was der antike Komus war, oder der Humor ist der sentimentale (romantische) Komus. — Humoristische Subjectivität. Humoristische Sinnlichkeit. Eigenthümlichkeit des humoristischen Styls S. 273 ff.

VIII. *Progr. Ueber den epischen, dramatischen und lyrischen Humor.* Die komische Objectivität zeigt, wo bloß der objective Contrast oder die objective Maxime hervorgeht und der subjective Contrast verborgen wird, das heißt, in der *Ironie* (herrliche Bemerkungen über das Ironische mit lehrreichen Belegen). Die komische Subjectivität offenbart sich in der *Laune*. Die Ironie ist dem Epischen, die Laune dem Lyrischen verwandt §. 39. Das Komische des Drama (Unterschied des Epos und des Drama) §. 40. Der Hauswurst, als Zwischengeist des dramatischen und lyrischen Komus, der Chor der Komödie §. 41. Das Lyrische, Komische oder die Laune und Burleske. „Wenn im Epos der Dichter die Thoren, im Drama der Thor sich und jenen, aber mit dem Übergewichte des objectiven Contrastes, spielte, so muß in der Lyra der Dichter sich und den Thoren spielen, d. h., in derselben wahnsinnigen Minute lächerlich und lachend seyn, aber mit dem Übergewichte der Sinnlichkeit und des subjectiven Contrastes zugleich“ (S. 329).

Zweyte Abtheilung. IX. *Progr. Ueber den Witz.* Widerlegung der bisherigen Definitionen. Der Witz im Allgemeinen vergleicht, um die Ähnlichkeit, der Scharfsinn, um die Unähnlichkeit zu finden, und der Tiefsinn, um Gleichheit zu setzen (Thesis, Antithesis und Synthesis: Phantasie, Verstand und Vernunft). Der Witz findet das Verhältniß der Ähnlichkeit, d. h., theilweise Gleichheit, unter größere Ungleichheit versteckt; der Scharfsinn findet das Verhältniß der Unähnlichkeit, unter

grösserer Gleichheit verborgen; der Tiefsinn findet, trotz allem Scheine, gänzliche Gleichheit. Der Witz im engeren Sinn findet mehr die ähnlichen Verhältnisse inkommensurabler Grössen, d. h., die Ähnlichkeit zwischen Körper- und Geisterwelt oder die Äquation zwischen sich und ausen, mithin zwischen zwey Anschauungen. Der unbildliche Witz durch den Verstand, Reflexionswitz. Der bildliche Witz durch die Phantasie, dessen leichteste Gattung die Allegorie. — Die Abschnitte des Werkes, worin der Verf. vom Humor, der Ironie und dem Witze handelt, gehören zu den schönsten, und sind das beste und befriedigendste, was wir über diese Gegenstände kennen. Hier war auch der Verfasser recht eigentlich in seiner Kunstwelt.

X. Progr. *Ueber Charaktere.* „Charakter ist blofs die Brechung und Farbe, welche der Strahl des Willens annimmt.“ Form des Charakters, allegorische oder symbolische Individualität. Die technische Darstellung des Charakters beruht auf seiner Zusammensetzung, und auf der Geschichtsfabel, welche entweder sich an ihm, oder an welcher er sich entwickelt.

XI. Progr. *Geschichts-Fabel des Drama und des Epos.* Die Frage, wie sich die Fabel zum Charakter verhalte, führt der Verf. auf die Bestimmung des Unterschiedes des Epos vom Drama. S. 490: „im Drama herrscht ein Mensch und zieht den Blitz aus der Wolke auf sich, im Epos herrscht die Welt und das Menschengeschlecht. Im Epos wohnt das Verhängnifs, im Drama die Nemesis, das mit der Schuld verknüpfte Verhängnifs, im Lustspiel der Zufall. Das Epos lebt in der Vergangenheit, das Drama in der Gegenwart; daher die Einheit der Zeit im Drama, aber nicht die des Ortes, dagegen das Epos an die Einheit des Orts, aber nicht die der Zeit, gebunden ist. Langsamkeit des Epos, schneller Fortgang des Drama. — Unserer Ansicht nach sind sich nicht das Epos und das Drama, sondern das Epos und die Lyra entgegengesetzt, so wie objectives und subjectives, universelles und individuelles Leben, Vergangenheit und Gegenwart, Anschauung und Empfindung. Das Drama ist die lebendige Vereinigung beyder; denn es zeigt, wie die Differenz beyder, den Kampf des universellen Lebens (das dem Handelnden als Schicksal und Verhängnifs erscheint) und des individuellen (der menschlichen Freyheit: denn die Empfindung und das Gemüth äufsern sich im Handeln als freyer Wille), zuletzt in Indifferenz, in Vorsehung des Schicksals und des Menschen, sich auflöst. Das Epos lebt in der ungetrübten Indifferenz; in der Lyra aber tritt die Empfindung der äufseren Welt entgegen, und dieser Widerspruch des inneren und äufseren Lebens (der Freyheit und der Nothwendigkeit)

wird im Drama in Harmonie aufgelöst; hier wird die eingebildete Freyheit des Menschen mit der Nothwendigkeit versöhnt; denn die Nothwendigkeit erscheint im Drama als das göttliche Leben, als die höchste Synthese der Freyheit und Nothwendigkeit; und in diese löst sich dann die blofs eingebildete Freyheit auf (denn die wahre, unbedingte Freyheit ist zugleich Nothwendigkeit), zum göttlichen Leben sich verklärend. Die Versöhnung ist aber im Drama zwiefach; entweder wirkliche und objective, wenn der Handelnde, den mächtigeren Willen der höheren Wesen anerkennend, zum Bewußtseyn seines nichtigen Beginuens gelangt, mit eingebildeter Freyheit dem Willen des Schicksals entgegen zu handeln, und der höheren Fügung sich unterwirft; oder blofs ideale (für den betrachtenden Zuschauer), wenn der Handelnde im Kampfe mit der äufseren Welt (dem Schicksal) untergeht; dann ist nämlich das Drama eine äsopische Fabel, die für den Betrachter den Satz anschaulich macht (oder durch den Chor aussprechen läßt), daß der Mensch sich nicht vermessen dürfe, gegen den Willen der Götter zu handeln, d. h., daß die wahre Freyheit nur die göttliche sey, die menschliche also nur in der Einstimmigkeit mit der göttlichen sich behaupten könne. Einige Tragödien der Alten, z. B. der Prometheus des Äschylos, in denen der Kampf der Freyheit mit dem Schicksal nicht in Versöhnung übergeht, so, daß sich die Freyheit als individuelle gegen die Allmacht des höheren Willens siegreich behauptet, sind aber deshalb weniger dramatisch als lyrisch. Auch in der äufseren Constructur und Form des Drama's könnten wir nachweisen, daß es die Einheit des Epos und der Lyra ist, d. h., die Ausgleichung der zwischen beyden obwaltenden Differenz; doch würde uns dieses über die Gränzen unserer Beurtheilung hinausführen. Nur dieses bemerken wir noch, daß, wenn dem Epos die Vergangenheit und der Lyra die Gegenwart entspricht, dem Drama nur die Zukunft entsprechen kann; denn sie enthüllt uns eben das, wonach wir als nach der höchsten Seligkeit streben, und das wir uns als zukünftiges Leben denken, nämlich die Wiedervereinigung mit Gott.

XII. Progr. *Ueber den Roman.* Der Roman ist eine poetische Encyclopädie, eine poetische Freyheit aller poetischen Freyheiten. Epischer und dramatischer Roman. Drey Schulen des dramatischen Romans; die italienische (die idealisirende), die deutsche (die das mittlere Leben, die bürgerliche Alltäglichkeit darstellt), und die niederländische (in welcher das Leben in komischer und ernster Vertiefung erscheint). Eine Nebenblüthe der drey Zweige des Romans ist ihm die Idylle, die epische Darstellung des Vollglücks in der Beschränkung §. 73. So ist ihm Hermann und Dorothea von Gö.

the kein Epos, sondern eine epische Idylle. Hierin können wir dem Verf. nicht beystimmen. Das Wesen des Idylls ist Ironie, vermischt mit Sentimentalität. Das Gutmüthige, Genügsame, die glückliche Unwissenheit von andern Verhältnissen, kurz: die einfache Unschuld und das behagliche Gefühl dieser glücklichen Beschränktheit ist prosaische Sentimentalität, die erst poetisch wird durch den höheren, frey spielenden Geist der Ironie. Die Beschränktheit belächelt sich selbst, und wird dadurch verklärt oder poetisch; für sich ist jede Beschränktheit als ernste und am Zeitlichen haftende prosaisch; erst dadurch, daß sie als die irdische Basis des heiteren, über das Irdische sich erhebenden und frey darüber reflectirenden (also auch ironisch es aufhebenden) Gemüths erscheint, wird sie poetisch. Wohl erkennen wir idyllische Romane und Darstellungen an, aber diese sind nicht eigentliche Idyllen, so wenig als lyrische oder dramatische Romane lyrische Gedichte oder Dramen genannt werden können. S. 558 hat der Verfasser *Vossen* zu hoch hinaufgesetzt, wenn er sagt: Theokrit und Vofs, die Dioskuren der Idylle. Theokritos verhält sich gerade zu Vofs, wie die Poesie zur Prosa. Wie herrlich erscheint das glücklich beschränkte, aber zugleich heitere, spielende, sich selbst beschauende und ironisch belächelnde Naturleben in den Theokritischen Idyllen gegen die gemeine, derbe, unpoetische Natur in den Vossischen Idyllen, in denen nur die äufsere Form der Theokritischen künstlich nachgebildet, der Lebenskern der Theokritischen Poesie aber zurückgeblieben ist. Eben so ist auch Vossens Luise nicht ächt idyllisch, sondern eine epische Erzählung im niederländischen Style; denn in ihr ist die gemeine Wirklichkeit recht um ihrer selbst willen (also unpoetisch) dargestellt, und der Verf. ist, statt mit freyerem Geiste über seinem Gemälde zu schweben, und ihm durch Ironie eine poetische Seele einzuhauen, in den materiellen behaglichen Genuß versunken, oder spricht sein Verlangen nach ihm aus. Einseitig idyllisch, d. h., bloß sentimental ohne Ironie, ist Matthisson. Unsere Ansicht vom Wesen des Idylls wird durch die Geschichte selbst bestätigt; denn das griechische Idyll, das nicht in der mindesten Verbindung mit dem Romane steht, ging vom ironischen Mimos aus.

XIII. Progr. *Ueber die Lyra*. Im Epos wird das Geschichtliche erzählt, im Drama vorausgesehen und gewirkt, und in der Lyrik empfunden oder erlebt; das Epos stellt Begebenheiten, das Drama Handlungen, und die Lyra Empfindungen dar. „Wird die Empfindung für das Gemeinschaftliche aller Dichtkunst angesehen, so sind die lyrischen Arten nur abgerissene, für sich fortlebende Glieder der beyden poetischen Riesenleiber. Mithin wäre die Ode, der Dithyrambus, die Elegie, das

Sonnet, nur als ein Unisono aus der harmonischen Tonleiter des Drama ausgehoben, und für sich belebt. Eben so sind dann die Romanze, das Märchen, die Ballade, die Legende u. s. w. nur ein Tongang aus der Fuge des Epos.“ Vielmehr umgekehrt dürfte die lyrische Poesie als die ursprüngliche und ihre beyden reinsten Formen, die Ode und die Elegie als diejenigen Lebenskeime zu betrachten seyn, aus denen sich das Drama und das Epos entfaltet. Wenn nämlich die Empfindung in das äufsere Leben übergeht, so äußert sie sich activ als energisches Handeln (Drama), und passiv als ruhige Betrachtung (einer Begebenheit: Epos). Der Keim des Dramatischen liegt in der feurigen Ode, die den begeisterten Kampf, das unendliche Ringen des Gemüths in sich selbst darstellt, der Keim des Epischen in der Elegie, welche die sanfte, besonnene, über die Vergangenheit (eine Begebenheit) reflectirende Empfindung ausspricht. Die ursprüngliche Einheit der Ode und der Elegie ist der Hymnos (nicht der homerische, in welchem das Epische entschieden vorherrscht) oder der feyerliche Chorgesang; so ist *Pindaros* odisch und elegisch zugleich; daher er sich bald in epische Erzählung, in anmuthige Sagenfülle ergießt, bald die *intensive* Unendlichkeit seines Gemüths, die tragisch-erhabene Energie seines Geistes in gedrängten Sätzen ausspricht. — Das beschreibende Gedicht, das poetische Stilleben, rechnet der Verf. zur epischen, und das Lehrgedicht zur lyrischen.“ Das Lehrgedicht läßt auf innere geistige Gegenstände den Brennpunct der Empfindung fallen, und in diesem leuchten und brennen sie; Reflexionen oder Kenntnisse werden nicht an sich zur Lehre, sondern für das Herz zur Einheit der Empfindung gereiht, und als eine mit Blumenketten unwickelte Frucht dargeboten.“ S. 596 ff. Aber die Erweckung der Empfindung ist im Lehrgedichte sehr häufig nur das Mittel, die Phantasie zu erregen, die Leser zu begeistern, und den an sich auf die Sphäre des Verstandes beschränkten Gegenstand so zu erheben, daß er poetisch erscheint. Das Lehrgedicht bleibt immer nur angewandte Poesie, und kann daher keiner der reinen Kunstgattungen angereicht werden. — Fabel, Sinngedicht, Räthsel, Charade und die andern Mittelwesen oder Mittelsalze, die auf der Gränze stehen zwischen dem beschreibenden und lehrenden Gedichte.“

XIV. Progr. *Ueber den Styl oder die Darstellung*. Sinnlichkeit des Styls, Unbildliche Sinnlichkeit (treffende, durch Beyspiele belegte Bemerkungen). Darstellung der menschlichen Gestalt (durch Aufhebung, Contrast der Farbe oder der Verhältnisse, und Bewegung). Poetische Landschaftsmalerey. Bildliche Sinnlichkeit. Über Katakresen.

XV. Progr. *Fragment über die deutsche Sprache*. Reichthum derselben, Campens Sprachreinigkeit. Vermischte Bemerkungen über die Sprache. Wohlklang der Prosa. Bemerkungen, die für den Stylistiker eben so lehrreich als für den Grammatiker interessant seyn müssen. Der Verf. erklärt sich bey dieser Gelegenheit für die von Wolke angelegte Neuerung in Betreff der Beugung des Bestimmungswortes bey Wortzusammensetzungen, also gegen das sogenannte Biegungs s, wie in Frühlingszeit, Liebesbrief, Hülfquelle, Wahrheitsliebe, Denkungsart, Dichtungsart u. a.; und so schreibt er auch Bestimmungswort, Wahrheitliebe, Hülfmittel, Neujahrwunsch u. a. Wir möchten diese Eigenheit unserer Sprache nicht vertilgen, um nicht ihrem individuellen Leben wehe zu thun; denn je mehr die Sprache nach allgemeinen Gesetzen bestimmt und geregelt wird, um so analoger, aber zugleich auch blofs logischer, einförmiger und unpoetischer wird sie. Dazu kömmt, daß die genitivische Endigung in vielen Fällen sehr bezeichnend ist. Vergleichen wir z. B. Rathgeber und Rathsherr, so erkennen wir leicht den Unterschied zwischen *Rath* im ersten Worte und *Raths* im zweyten; Rathgeber ist mehr der Rathgebende, der ertheilende, als der Geber des Rathes (hier ist also Rath mehr accusativisch als genitivisch), Rathsherr aber ist Herr vom Rathe (Mitglied *des Rathes*, des öffentlichen Collegiums). Um den Genitiv bestimmt zu bezeichnen, fügt daher unsere Sprache auch zu den weiblichen Substantiven in der Wortzusammensetzung das s hinzu, wie in Bestimmungswort u. a.

Dritte Abtheilung. I. *Misericordias-Vorlesung über die Kunst für Stylistiker*. Verschiedene Arten des Geschmacks. Französische Literatur (vortreffliche, tief durchdachte Bemerkungen über den Geist der französischen Welt und Poesie). Einfachheit und Classicität. „Die wahre Einfachheit wohnt nicht in den Theilen, sondern organisch im Ganzen als Seele, welche die widerstrebenden Theile zu Einem Leben zusammenhält“ S. 792. Die scheinbare Einfachheit besteht in der Ähnlichkeit todter Theile, die kein Geist organisirt. Verwechslung des Klassischen mit grammatischer oder rhetorischer Regelmässigkeit. Klassisch ist, was Stoff und Form zugleich zu Einem Höchsten verschmelzt (S. 784). — Über Bücheranzeiger und gelehrte Zeitungen überhaupt. Über die mittelmärkische oder wirthschaftliche Geschmack-Zunge. Über die allgemeine deutsche Bibliothek. Über die poetische Zunge. An die Stylistiker. Kurze Nachschrift oder Nachlese der Vorlesung über Schiller.

II. Vorlesung. Über die neuen Poetiker.

III. Vorlesung. Über die poetische Poesie. Höchster Zweck der Poesie, letzte Synthese des Realismus und Idealismus. S. 1005: „Wir haben etwas

in uns, was unaufhaltbar einen ewigen Ernst, den Genuß einer unbegreiflichen Vereinigung mit einer unbekanntenen Realität als das letzte setzt. Das Spielen der Poesie kann ihr und uns nur Werkzeug, niemals Endzweck seyn. — Jedes Spiel ist eine Nachahmung des Ernstes, jedes Träumen setzt nicht nur ein vergangenes Wachen, auch ein künftiges voraus. Der Grund wie der Zweck eines Spiels ist keines; um Ernst, nicht um Spiel wird gespielt. Jedes Spiel ist blofs die saufte Dämmerung, die von einem überwundenen Ernst zu seinem höhern führt.“ S. 1012: „Es gibt einige Blitze in der ersten Liebe, zuweilen bey der Musik, bey großen Entschlüssen, bey großen Schmerzen, bey Entzückungen — da gibt es Blitze, welche den ganzen Himmel fliehend aufreißen; den wir suchen. Aber wer thut dieß noch milder, fester, reiner, länger? Wer kann, wenn das Bild nicht zu kühn ist, gerade wie ein schönes Angesicht von einer schönen Seele, so das schöne Angesicht des urchönen Allgeistes werden? Ich denke die Poesie. — Gerade das Höchste, was aller unserer Wirklichkeit, auch der schönsten des Herzens abgeht, das gibt sie und mahlt auf den Vorhang der Ewigkeit das zukünftige Schauspiel; sie ist kein platter Spiegel der Gegenwart, sondern der Zauberspiegel der Zeit, welche nicht ist. Jenes Etwas, dessen Lücke unser Denken und unser Anschauen entzweyt und trennt, dieses Heiligste zieht sie durch ihre Zauberey vom Himmel näher herab; und wie die Moral der gebende und zeigende Arm aus der Wolke ist, so ist sie das helle süße Auge aus der Wolke. Sie kann spielen, aber nur mit dem Irdischen, nicht mit dem Himmlischen. Sie soll die Wirklichkeit, die einen göttlichen Sinn haben muß, weder vernichten, noch wiederholen, sondern entziffern“ u. s. w. Diese herrlichen Darstellungen, mit denen wir in unserer Literatur nichts zu vergleichen wüßten, aufser etwa die *Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders* und die *Phantasieen über die Kunst*, beschließt die Apotheose *Herder's*. S. 1084: „war er kein Dichter — so war er blofs etwas besseres, nämlich ein *Gedicht*, ein indisch-griechisches Epos von irgend einem reinsten Gott gemacht. Du verst. hast die starke Rede. Sie ist wahr; und ich meinte ihn vorhin sehr im Hin- und Hermahlen der höchsten Poesie.“

Dieses Werk ist das wohlthätigste Geschenk, das uns die Hand des genialischen Verfassers darreichen konnte; es wird, hoffen wir, für alle Zeiten ein unerschütterlicher Daum seyn gegen die Ausartung der Kunst und der Kunsttheorie. Denn da bisher beyde noch zu sehr in der Trennung lebten und sich nicht gegenseitig ergänzen und vollenden konnten, so mußte es geschehen, daß unsere, mehr nachbildende, als schöpferische Kunst,

von richtiger Theorie nicht geleitet, entweder in das Unbestimmte und Allgemeine sich verflüchtigte, und statt das idealische Leben selbst darzustellen, nur das Bestreben zeigte, es darstellen zu wollen (was größtentheils der Fall ist mit den neuern sogenannten Romantikern), oder in prosaische Gemeinheit versank, indem sie sich durch die Künstlichkeit des Versmasses oder des Reims den Anstrich des Poetischen zu geben suchte. Von der andern Seite mußte auch die Theorie, da selten ein künstlerischer Geist sie beseelte, bald zu allgemeinem, leerem Formalismus werden, bald in prosaischen Empirismus sich verlieren. Nur da, wo Kunst und Wissenschaft sich gegenseitig ergänzen, beleben und vollenden, werden auch beyde sich gegenseitig so halten und stützen, daß weder die eine noch die andere leicht entarten kann. Erwägen wir überdies noch die lebendige, eben so anschauliche und sinnbildliche, als geistige und das innerste Wesen des Gegenstandes erfassende Darstellung des Verfassers: wie könnte die Kunst, wenn sie sich selbst erforschen, beschreiben und die Resultate ihrer Selbstbetrachtung darlegen sollte, schöner und herrlicher sich aussprechen, als in dem Werke des Verfassers geschehen ist? Fürwahr, hier sind die Strahlen ihres Ätherlichts in dem reinsten Spiegel aufgefangen, und in den leuchtendsten Sternenkranz zusammengewunden.

φ.

Philosophie.

Darstellung der Moralphilosophie. Mit besonderer Hinsicht auf den Gang der höheren Bildung. Von Dr. J. Salat, königlich-bayerischem Rath und Professor. Zweyte, ganz von neuem ausgearbeitete Auflage. Landshut, bey Jos. Thomann, 1813. 2 B. gr. 8. (1. L.)

Der Verf. dieser Moralphilosophie hat sich dem Publikum durch mehrere philosophische und literarische Schriften schon bekannt gemacht, und in ihnen ein eifriges Bestreben, als philosophischer Forscher zu wirken und sich einen Namen zu erwerben; an den Tag gelegt, das sehr lobenswerth ist, ohne Zweifel aber noch lobenswerther seyn würde, wenn er, entfernt von aller Ruhmsucht und jenem unseligen Drange, über alles, was auf dem Gebiete der Philosophie verhandelt wird, mitzusprechen, und ungerufen sich zum Schiedsrichter der höheren Beurtheiler aufzuwerfen, stets nur die Wahrheit und seine philosophische Überzeugung vor Augen hätte, und diese unbekümmert um die Ansichten und Urtheile anderer, für sich auszubilden und zu bekräftigen suchte: und dieß ziemt doch vor allen demjenigen, der auch der

Gesinnung nach ein Philosoph seyn will. Eine nothwendige Folge jenes unphilosophischen Bestrebens, statt selbstständig zu philosophiren und die Wahrheit um ihrer selbst willen zu erforschen, immer nur die Ansichten und Aussprüche anderer zum Gegenstande der Betrachtung zu machen — was den Verdacht erregt, als sey der Verfasser so geistesarm, daß er seinen Stoff immer von außen entlehnen müsse — ist die an dem Verf. schon oft gerügte Redseligkeit, die nur mit Worten spielt und Begriffe spaltet, statt den Gegenstand selbst gründlich und unbefangen zu erforschen. Hierzu gesellt sich die gesuchte und gezierte Sprache des Verfs., die, da man hinter der schönen Hülle der Worte nichts gediegenes und gesundes findet, bey dem unbefangenen Leser nothwendiger Weise den Verdacht erweckt, als suche der Verf. einen dürftigen Stoff auszuschmücken und die innere Leerheit durch das äußere Gewand der Sprache zu bemänteln. Dieser Mangel an innerem Gehalte, eine Frucht des sophistischen Bestrebens, das zu *scheinen*, was man zu seyn wünschte, zeigt sich da am auffallendsten, wo der Verf. nicht bloß eine partheyische, sondern auch eine leidenschaftliche Sprache führt, um den Gegner mit nichtigen, nur den unkundigen, täuschenden (also sophistischen) Gründen nicht bloß zu bekämpfen, sondern wo möglich auch ganz niederzuschlagen. In diesem so nachtheiligen Lichte zeigt sich der Verf. überall, wo er Gelegenheit nimmt, von dem sogenannten Identitätssysteme und der neuen poetischen Schule zu reden. Hier spiegelt sich sein verfolgungssüchtiger Haß nicht bloß in der Seichtigkeit der Gründe und in den nichtigen (oft von selbst sich verstehenden, also überflüssigen) Distinctionen, mit denen er jenes System bekämpft, sondern vorzüglich auch in der eines Mannes von philosophischer Gesinnung durchaus unwürdigen Sprache ab. Z. B. S. 8: „Wenn insbesondere die „absolute Vernunft“ (ehedem) in der bekannten Schule der Identität erscholl; so waltete darin ein gar arger Doppelsinn, gleich einem *Wechselbalg*, der endlose Verwirrung anrichtete und leider! noch da und dort, wo das „absolute Wissen, absolute Erkennen“ u. s. f. regieren soll, anrichtet.“ Nun folgt die wichtige Distinction; denn es ward und wird nicht unterschieden — das Absolute, welches eben so wohl *das Unbegrenzte* als *das Unbedingte* ist (- Gott), von dem Absoluten, welches nur als *das Unbedingte* erfalst werden muß, da und wie auch der Mensch, im Gegensatze mit dem bedingten Wesen (Naturdinge) an selbigem Theil nimmt.“ Vergl. S. 102. Also soll nach des Verfs. Ansicht das Absolute, d. h., das Unbedingte (in streng philosophischem Sinne, in welchem es schon die früheren Philosophen gebrauchten) einmal das Unbedingte, und dann wieder das relativ Unbedingte, also doch

Bedingte, seyn! Wir führen dieses Beyspiel nicht an, um das Identitätssystem gegen den Verf. zu vertheidigen — denn man braucht nicht selbst Anhänger dieses Systems zu seyn, um einzusehen, daß es, von seiner speculativen Seite betrachtet, viel zu erhaben sey, als daß es einer Vertheidigung gegen einen solchen Gegner bedürfte — sondern nur um auf die Seichtigkeit der Gründe aufmerksam zu machen, mit denen der Verf. seine Gegner zu bekämpfen unternimmt. Im Allgemeinen ist der Charakter der Schriften des Verfs., mögen wir nun auf den Geist des Raisonnements und der Beurtheilung, oder auf die Form der Darstellung (jene steif gezierte, mit Ausrufungs- und Fragezeichen, Gedankenstrichen, sogenannten Gänsefüßen oder Hasenöhrchen reichlich bespickte Sprache) hinblicken, die reinste Unphilosophie.

Und in diesem Geiste ist auch das neueste Werk, das vor uns liegt, geschrieben. Nirgends findet man ruhige, unbefangene, nur der Wahrheit nachstrebende Forschung und Darstellung, nirgends ächte Speculation und tiefes Eindringen in das eigentliche Wesen des Gegenstandes; sondern das Ganze ist nur ein dialektisches Gewebe von Ansichten und Behauptungen, die sich der Verf. aus den von allen Seiten her zusammengesuchten und selbst aus Zeitschriften, Literaturzeitungen u. a. aufgerafften Aussprüchen und Bemerkungen anderer, zusammengesetzt hat; voll Polemik gegen das Identitätssystem und die poetisch-mystische *Schule* (die wohl nur in seinem Gehirn existirt), und zwar nicht jener offenen und freymüthigen Polemik, sondern der hämischen, die, während sie von aussen Güte und Menschenliebe heuchelt, im Geheimen nach gänzlicher Vernichtung trachtet; voll Beurtheilungen der Urtheile anderer, Recensionen über Recensionen u. s. w., wozu selbst die süddeutschen Miscellen, das Morgenblatt, die allgemeine Zeitung, ja auch die neuesten Flugschriften von Arndt, Feuerbach u. a. Stoff hergeben müssen. Diese fleißige, ja mühsame Benützung anderer Schriften, dieses sorgfältige Sammeln der Urtheile anderer würden wir an einem Repertorium nicht anders als rühmen können, in einem Werke aber, das sich auf dem Titel für ein philosophisches ausgibt, von dessen Verf. wir also Selbstständigkeit des Denkens und ruhige Entwicklung seiner eigenen Ansichten zu fordern berechtigt sind, können wir es entweder nur für eitles Prahlen mit Belesenheit, oder, was bey dem Verf. wahrscheinlicher der Fall seyn dürfte, für ein Mittel halten, sich einen reichhaltigen Stoff zu bilden, an dem er seine Ansichten darlegen, und die Superiorität seines Urtheils zeigen könne. Also stoßen wir auch hier auf den sophistischen Schein und Eigendünkel.

Wir wollen eine kurzgefaßte Übersicht vom Ganzen geben, ohne uns in Beurtheilung des Ein-

zelnen einzulassen; denn dazu bedürfte es einer eigenen Schrift. Die Einleitung handelt von dem Verhältnisse der Moralphilosophie zur Philosophie und zu andern Zweigen derselben; zunächst von den zwey Hauptbestandtheilen der Philosophie, Metaphysik und Logik = Wesen und Form; auf der metaphysischen Seite der Philosophie stehen Vernunft, Wesen und Idee; auf der logischen Verstand, Form und Begriff. Die einseitige Auffassung des Begriffs führt zu leerem Begriffsspiel, zur Sophistik, die bloße Idee eher den Begriff zur Mystik (ein Lieblingsgedanke des Verfs. ist es, die Philosophie als die Mitte zu betrachten zwischen der Sophistik und Mystik, so daß diese beyden die aus dem Mißbrauche entstehenden Ausschweifungen der Philosophie seyen. Die Mystik wird dem Verf. für den sinnreichen Einfall, ihr die Sophistik gegenüberzustellen, ohne Zweifel Dank wissen). Die Philosophie als Wissenschaft des Absoluten hat einen doppelten Grund, einen objectiven, die Ankündigung des Göttlichen (in sofern dem Menschen als beschränktem Vernunftwesen das Absolute als Ideal aufgestellt ist, um zu ihm aufzustreben), und einen subjectiven, die Anerkennung des Göttlichen, welches der Uract ist, durch den die Vernunft im Menschen realisirt wird, und zum Geiste der Wahrheit sich entwickelt. Die Moralphilosophie unterscheidet sich von der Philosophie durch die Beziehung des Absoluten auf den Willen, „denn wie dasselbe bezogen auf den Verstand das Wahre, und auf die Phantasie bezogen das Schöne heist: so nennet der Genius der Sprache selbiges in gleicher Hinsicht auf den Willen das Gute.“ (Leere Bekämpfung des im Wesen der Sache nicht allein, sondern auch in der Geschichte der Philosophie gegründeten Ausdrucks *praktische Philosophie*, S. 56 ff.) Da die freye Kraft des Menschen bloß innerlich (als Gesinnung) oder zugleich äußerlich thätig ist, so zerfällt auch die Moralphilosophie in zwey Theile, deren erster das Sittliche an sich, und der zweyte das Sittliche in seiner Erscheinung betrachtet. Also *erster Theil*: die innere Sphäre der Sittlichkeit; 1) die sittliche Anlage; 2) das Gesetz der Sittlichkeit; 3) die sittliche Triebfeder; 4) der sittliche Grundsatz. *Zweiter Theil*: die äußere Sphäre der Sittlichkeit; 1) die innere Gesetzmäßigkeit in Verhältniß zur äusseren; 2) die Pflicht; 3) die Tugend; 4) die Weisheit.

φ.

Arabesken, für Freunde der Combination und Kritik. Gezeichnet von Franz Gräffer. Wien 1813. Im Verlage bey Kath. Gräffer u. Comp. 8. 102 S.

Das diesem Werkchen vorgesetzte Motto: „des Augenblickes Lust hat sie geboren“, sowohl, als

die so genannte Fortsetzung des Titels, welche Überschrift der Verf. seiner Vorrede gibt, bezeichnen die hier gesammelten Bemerkungen, Ideen u. dgl. nur als flüchtig aufgeraffte Gaben einzelner günstiger Stunden; sie sollen gleich den *Andeutungen* desselben Verfs. weniger dazu dienen, Ideen nach reifen Erschöpfungen darzustellen, als deren zu erwecken und zu entwickeln. Wenn es nun einerseits mit Recht als eine Unbilligkeit betrachtet wird, von jemanden mehr zu fordern, als er geben will oder kann, und man dem Verf. andrerseits zugestehen muß, daß er in dieser kleinen Sammlung seine individuellen Ansichten in einer, dem Leser entgegen kommenden gefälligen Art ausgesprochen, daß er ferner von unzeitiger Bitterkeit, und von der gewöhnlichen Sucht durch diktatorische Machtsprüche zu imponiren, entfernt sey, so sollte die Kritik, welche nun ihn selbst, der hier in 113 §§. manches würdigte, wieder würdigt, wohl überhaupt nicht anders als mit jener Mäßigung zu Werke gehen, die er selbst anzuwenden für gut hielt. Unmöglich ist es aber, sich auf das einzelne eines Buches einzulassen, welches aus einer Sammlung mancherley Gedanken, die unter sich wenig Zusammenhang haben, besteht, ohne selbst den Raum eines Buches voll zu füllen; wir müssen uns daher in dieser Beurtheilung nur auf allgemeinere Ansichten und Urtheile beschränken. Daß es den hier gesammelten Ideen unter sich an Einheit fehle, daß sie nicht Produkte eines über sich klaren, aus dem bereits gewonnenen festen Mittelpunkte der Erkenntniß zu erläuternden Untersuchungen des Einzelnen vorwärts schreitenden Geistes sind, gesteht der Verf. in der Vorrede selbst, weil er in Voraus zugibt, daß die nöthige Consequenz des Urtheils in den hier ausgestellten Versuchen vermisst werden dürfte. Dieses, ein wahres Grundgebrecben der Arabesken, mußte allein schon, bey noch so gemäßigten Gesinnungen des Lesers, ihm den Wunsch abnöthigen, daß der Verf. dasjenige, was er zur Feststellung oder Aufklärung seiner Ideen über verschiedene Gegenstände des Lebens niederschrieb, nicht zu voreilig durch den Druck dem Publikum übergeben hätte. Fragmentarische Ansichten, Arabesken, Andeutungen, oder wie man die Sammlungen einzelner Ideen über verschiedene Gegenstände der Beobachtung immer nennen mag, leiten ihren Ursprung aus verschiedenen Geistesstimmungen nicht allein; sie entspringen auch, wenn wir uns so ausdrücken dürften, aus ganz verschiedenen Quellen der Erkenntniß. Entweder nämlich vermag die Ahndung nur dunkel gefühlter Wahrheiten einen strebenden Geist zur Nachspürung auf ungewissen Wegen, die einzelnen Bemerkungen, die er auf diese Weise gewinnt, stellt er, wie Merkzeichen, die sein Ver-

irren hindern sollen, auf, und strebt von da aus weiter nach Resultaten, die ihm selbst noch unbekannt sind; oder er hat bereits eine volle reiche Ansicht des Lebens gewonnen, und wagt, von dem Mittelpunkte seiner Überzeugungen aus, den er dem Leser selbst zu ergründen überläßt, einzelne kühne Ausflüge in benachbarte Gebiete der Erkenntniß, und stellt die Resultate dieses Strebens einzeln und unbekümmert um mögliche Mißdeutung vor das Publikum. In letzterer Art haben fast alle Nationen des neueren Europa manches Treffliche geliefert, in ersterer Art die Deutschen vorzüglich in den letzten Jahrzehenden, und diese Bekanntgebung zerstreuter einzelner Bemerkungen über wichtige Gegenstände der Kunst und des Lebens hat endlich selbst fest begründete Systeme hervorgebracht.

Dem Verf. der Arabesken aber fehlt, um den erstern Weg für sich und seine Zeitgenossen fruchtbringend zu wandeln, die gehörige Tiefe, seine abgerissen hingestellten Gedanken sind daher auch nicht, wie er wünscht, geeignet, neue Gedanken im Lesen zu erzeugen, und ihn auf diese Weise productiv zu machen. Für die letztere Art ist aber der Verf. noch zu jung an Erfahrung, und da er gerade diesen letztern Weg eingeschlagen, so beleidigt nicht selten in den aufgestellten Ideen Oberflächlichkeit der Ansicht, und jene Einseitigkeit des Urtheils, welche aus dem Mangel des nöthigen Umkreises der Beobachtung herrührt. Das Zutrauen endlich, welches er zu sich selbst zeigt, läßt befürchten, daß er sich selbst die Bahn der Vervollkommnung frühe schliessen werde. Diese letztere Bemerkung gründet sich nicht allein auf den hier beurtheilten Versuch, sondern vielmehr auf die Sorglosigkeit, mit welcher der Verf. die Erzeugnisse seiner Mußestunden rasch nach einander vor die Lesewelt bringt, wodurch er eben so wenig Achtung für diese als für sich selbst zeigt. Wenn er es nicht lassen kann, flüchtige Einfälle über dasjenige, was er liest, sogleich zu Papier zu bringen, und dadurch seine Ansichten, die erst Ausdehnung gewinnen sollten, zu hemmen, und in dem engen Kreise, in welchem sie entstanden, zu seinem Nachtheile fest zu bannen, so würde er wenigstens besser thun, sie als ein Geheimniß für sich selbst lange Zeit in seinem Pulte verborgen zu halten, als sie durch den Druck sich anlockender zu machen: wodurch ihm dasjenige, was eine Stufe seiner Bildung seyn könnte, zum erreichten Ziele wird, und er frühzeitig stille steht. Hinsichtlich der übrigen Versuche des Verfassers im Fache der Geschichte und Dichtkunst enthält sich Rec. gegenwärtig des Urtheils, weil er der Meinung ist, es sey indess, durch diese wohlge-meinte Warnung, der Sache genug geschehen.

Wiener Allgemeine Literaturzeitung.

N^{ro}. 56.

Freitag, den 15. July

1814.

Philologie.

Prophetæ minores. Annotatione perpetua illustravit *Ern. Frid. Car. Rosenmüller* Lingu. Arab. in *Academ. Lips. Prof. Volumen primum. Hoseas et Joel.* Lipsiae. Sumtibus *Joh. Ambros. Barthii* 1812. — Auch unter dem Titel: *Ern. Fr. Car. Rosenmüller* Lingu. Arab. in *Acad. Lips. Prof. Scholia in Vetus Testamentum. Partis septimæ, prophetas minores continentis volumen primum.* 32 Bogen in 8.

Wir glauben eine alte Schuld abzutragen, da wir dieses Werk des, demals gelehrtesten und berühmtesten Auslegers des A. T. anzeigen, welches viel früher hätte geschehen sollen. Die älteren exegetischen Werke des Hrn. Verfs. liegen zwar über den Anfang unserer Blätter hinaus, doch werden wir hoffentlich unseren Lesern einen Dienst erweisen, wenn wir selbige wenigstens nennen, damit nicht zweifelhaft bleibe, welche Bücher dieser unermüdete Gelehrte bisher bearbeitet habe. Der erste und zweyte Theil der Scholien über den Pentateuch erschien zuerst 1787—1788, und schon 1795 und 1798 folgte die zweyte verbesserte und vermehrte Auflage. In den Jahren 1791 und 1793 gab Hr. Rosenmüller drey Bände unter dem Titel heraus: *Jesaiæ vaticinia latine vertit et explicavit E. Fr. C. Rosenmüller*, wovon der erste Band in der zweyten Auflage sehr vermehrt und verbessert 1810 erschienen ist, unter dem doppelten Titel: *Scholia in V. T., partis tertiæ, Jesaiæ vaticinia complectentis, volumen primum*, und: *Jesaiæ vaticinia. Annotatione perpetua illustravit E. F. C. Rosenm.* Hierauf folgten 1798, 1802 und 1804 *Scholia in V. T. Partis IVtæ, Psalmos continentis volumen primum, secundum, und tertium*, auch unter dem Titel: *Psalmi. Annotatione perpetua illustravit E. F. C. Ros.* Im Jahre 1806 erschie-

Siebentes Heft.

nen in zwey Bänden *Scholia in V. T. Partis quintæ Jobum complectentis volumen primum*, und *secundum*, auch unter dem Titel: *Jobus. Latine vertit et annotatione perpetua illustravit E. F. C. Ros.* Im Jahr 1808 und 1810 folgten *Scholia in V. T. Partis sextæ Ezechielem complectentis volumen primum*, und *volumen secundum*, auch unter dem Titel: *Ezechiel. Latine vertit et annotatione perpetua illustravit E. F. C. Rosenmüller.* Diese zwey Bände sind nach einer etwas anderen Methode gearbeitet. — Nun wenden wir uns zu dem vorliegenden Theile der Scholien in die kleinen Propheten, von welchen auch schon der zweyte Band erschienen ist, der nächstens wird angezeigt werden.

Diesen Band eröffnet ein Proömium in alle zwölf kleine Propheten, in welchem von der Sammlung, der Ordnung im hebräischen Text und in der alexandrinischen Übersetzung, und von der chronologischen Ordnung dieser zwölf kleinen Bücher gehandelt, und von den jüdischen und christlichen Auslegern Nachricht gegeben wird, welche alle zwölf oder mehrere derselben erklärt haben. S. 1—24. Hierauf folgt ein besonderes Proömium zu Hoseas, in welchem eine historisch-kritische Einleitung in dieses Buch geliefert wird, wo nichts von den gewöhnlichen Angaben abweichendes vorkommt, außer etwan, daß Hr. Rosenmüller den Hoseas nicht nur für einen Bürger des Reichs Israel hält, sondern auch in diesem Reiche auftreten läßt, wo aber vielleicht die Frage, wie das Buch in das Reich Juda gekommen, und da verbreitet und erhalten worden, nicht hätte ohne Antwort gelassen werden sollen. Es folgt auch daraus, daß Hoseas besonders gegen Israel weisaget, gar nicht, daß er auch in diesem Reiche, wo er schwerlich wäre unangefochten geblieben, gelebt und geschrieben habe. Was in der Note S. 26 aus Schmid's Prolegomenen dafür angeführt wird, daß Hoseas dem Reiche Juda, in welchem er nicht lebte, schön thue, dürfte wohl gegen Hos. 5, 10—14, 8, 14, 10, 11, 12, 2. streiten. Wenn endlich

Hoseas K. 4, 15—16. das Reich Juda warnet, nicht an dem Rinderdienste des Reichs Israel Theil zu nehmen: so wäre eine solche Warnung, im Reiche Israel ausgesprochen, ganz ohne Zweck gewesen; sie dürfte demnach wohl ein Wink seyn, das Hoseas im Reich Juda gelebt, oder doch geschrieben hat. — Hierauf gibt Hr. Rosenm. die jüdischen und christlichen Ausleger an, welche den Propheten Hosea durch Schriften erläutert haben.

Eben so ist auch S. 430—440 dem Buche Joel eine Einleitung vorausgeschickt, wo dieser Prophet in die Zeit vor Amos und Hoseas gesetzt wird, in welche er von Campegius Vitringa und Abarbanel versetzt worden. Joel wäre demnach der älteste Prophet, von welchem Schriften erhalten worden. Die Gründe dieser Meinung sind: 1) weil von den Assyern und Babyloniern keine Meldung vorkommt, sondern nur die Edomiter und Ägyptier, als Feinde der Judäer, aufgeführt werden K. 4, 19. (Wenn aber diese Weissagung K. 4. sich auf sehr entfernte Zeiten bezieht: so konnte wohl von den Assyern und Babyloniern keine Meldung geschehen.) — 2) Weil Joel K. 4, 2—7. den Tyriern, Zidoniern und Edomitern eben dasselbe, was ihnen Amos K. 1, 9—11. vorwirft und drohet, zur Last leget und androhet. (Ganz einerley ist es doch nicht, wie jeder, welcher diese Stellen vergleichen will, ohne Mühe bemerken wird; und zudem sagt Joel K. 4, 8., die Söhne und Töchter nicht nur der Philister, sondern auch der Tyrier und Zidonier werden den Judäern preis gegeben, und von ihnen den Sabäern in die Sklaverey verkauft werden, welches doch gewis voraussetzt, das die zehen Stämme nicht mehr im Lande seyn würden; denn diese waren die nächsten Nachbarn der Zidonier und Tyrier, und so lange sie im Lande waren, würden sie den Judäern nie den Durchzug gestattet haben, das also der Prophet nicht voraussagen konnte, die Judäer würden in kurzer Zeit die Tyrier und Zidonier bekriegen, und die Gefangenen den Arabern verkaufen.) — 3) Weil der Gottesdienst K. 2, 15—17., als noch in seiner Ordnung bestehend, dargestellt wird. (Diese Stelle handelt aber wohl ebenfalls von einer entfernteren Zukunft, nicht zu gedenken, das dieses auch den Zeiten des Hiskas und Josias ganz gut zusaget.) — 4) Weil ein abermaliger Wohlstand verheissen werde, K. 2, 18—19. (Wir wollen nicht immer wiederholen, was wir schon gesagt haben, sondern merken nur insgemein an, das die Scene der ganzen Weissagung in eine entfernte Zukunft verlegt seyn kann, und wie es scheint, auch wirklich verlegt ist.) — 5) Weil die Drangsalen, welche Joel den Judäern weissaget, zur Zeit des Amos 4, 6—7. die zehen Stämme noch plagten. (Es ist aber

doch Amos 4, 6—7. nicht, wie in Joel, von Heuschrecken, sondern bloß von einem theilweisen Regenmangel die Rede.) — 6) Weil Amos K. 1, 2. mit eben demselben Spruche anfängt, mit welchem Joel K. 4, 16. schliesset: *Jehovah wird aus Zion brüllen, und aus Jerusalem seine Stimme erschallen lassen.* — Eine Kleinigkeit ist, das nicht Joel 4, 16., sondern 4, 21., der Schluß ist, und das der angeführte Spruch bey Joel den Feinden Unglück, den Hebräern aber Glück, bey Amos hingegen nicht nur den umliegenden Völkern, sondern auch dem Reiche Israel und dem Reiche Juda K. 1, 2—2, 16. Unglück und Verwüstung ankündigt, welches doch in der That selbst nicht einerley ist. — Indessen nimmt Hr. Rosenmüller, diesen Gründen zu Folge, an, das zur Zeit Joels nicht nur die Heuschrecken, sondern auch Regenmangel das Land drückte, obgleich Joel von dem letzteren keine Erwähnung macht. — Hierauf werden die Ausleger des Buches genannt, wie Hr. Rosenmüller vor jedem Buche die Commentarien, Scholien, Anmerkungen und Übersetzungen, die von demselben erschienen sind, doch ohne Kritik, anzuführen pflegt.

Vor den Anmerkungen ist bey jedem Kapitel der Inhalt angegeben, und hierauf folgt die Erklärung von Vers zu Vers, und von Wort zu Wort, die also nicht in eigentlichen Scholien besteht, sondern einen fortlaufenden, sehr reichhaltigen Commentar ausmacht, wo zwar allenthalben, aber doch besonders bey schwerern Stellen die verschiedenen Auslegungen der jüdischen und christlichen Exegeten, mitunter aber auch nicht selten sehr unbedeutende und unwahrscheinliche angeführt und beurtheilt werden, wobey der Leser die Geduld und Beharrlichkeit des Hrn. Verfs. bewundert, und bisweilen doch auch den Wunsch nicht unterdrücken kann, derselbe möchte einiges gar zu Unwichtige weggelassen, und sich hier und da kürzer gefasst haben. Hr. Rosenmüller gibt auf jeder Seite zahlreiche Beweise seiner weitsichtigen Belesenheit und seines scharfsichtigen Urtheils; doch entscheidet er bisweilen nicht über die verschiedenen Erklärungen, die er beygebracht hat, oder besser, er läßt einige unbestritten und ohne Beurtheilung dahin gehen. Die alten christlichen und jüdischen Ausleger werden häufig wörtlich angeführt, aus den Juden besonders Aben Esra, Jarchi, Kimchi, Abarbanel; aus den Kirchenvätern ist vorzüglich Hieronymus, wie er es mit allem Recht verdienet, benutzt; aber auch die neuern selbst die kleinern exegetischen Schriften werden nicht übergangen. Die alten Übersetzungen werden allenthalben angeführt und beurtheilt; es ist aber befremdend, das auch der arabischen Über-

setzung eine Stimme zugestanden wird, da doch der Verf. derselben aus der Alexandrinischen Übersetzung geschöpft, und den hebräischen Text nicht angesehen hat; auch wird der Syrische Verf. der Peschito immer als ein ganz unabhängiger Zeuge angeführt, da es doch bekannt ist, dafs er die Alexandrinische Übersetzung zu Rathe gezogen, und ihr oft gefolgt ist, oder doch seine Arbeit nach der Zeit hier und da nach der Alexandrinischen Übersetzung verändert worden. Die verwandten Mundarten werden, wo sie Licht geben, nicht leicht wo vernachlässigt. Es ist auch allenthalben auf die Syntaxe der hebräischen Sprache, auf den poetischen Parallelismus der Glieder, auf den Zusammenhang und Gegenstand der Rede, und auf die Parallelstellen sorgfältig Rücksicht genommen. Die, auch nur einiger Massen wichtigen verschiedenen Lesearten werden untersucht und nach den Regeln der Kritik gewürdigt. Alles dieses ist nicht diesem Bande allein eigen, sondern wird in allen exegetischen Werken des Hrn. Rosenmüller, die oben angeführt worden, beobachtet, nur die erste Ausgabe der Übersetzung und der Anmerkungen über Jesaias ist magerer, dafür ist aber die zweyte Ausgabe eben so reichlich ausgestattet.

So scharfsichtig und umsichtsvoll das Urtheil des Hrn. Verf. über die verschiedenen Erklärungen, und so sinnreich manche, ihm eigene Auslegung ist: so kann man doch nicht erwarten, dafs nirgends ein Umstand übersehen wäre, und nie eine unrichtige oder einseitige Ansicht Gelegenheit zu einer Verirrung gegeben hätte, oder dafs das gefällte Urtheil immer ganz zuverlässig und gewifs wäre, dem nichts erhebliches entgegen gesetzt werden könnte. Wir wollen dieses sogleich durch die Prüfung der ersten 9 Verse des 1. Kap. des Hosea bewähren. Es wird gewifs in unsern Zeiten kein Philologe läugnen, dafs die אִשָּׁה זְנֵנִים

eine Hure, und zwar eine öffentliche Hure bedeutet, durch welche das hurende, d. i., von Jehova abfallende und Abgötter verehrende Reich Israel, für jedermann verständlich abgebildet wird. So weit ist von keiner Seite etwas einzuwenden; wenn aber weiterhin behauptet wird, die ganze Erzählung von der Verehligung des Propheten mit einer so übel berüchtigten Weibsperson, sey eine blofse Allegorie, der keine unmittelbare objective Wahrheit zum Grunde liege: so scheint dieses nicht hinlänglich begründet zu seyn. Freylich hielt schon Hieronymus, den Hr. Rosenmüller anführt, eine solche ehliche Verbindung des Propheten mit einer öffentlichen Hure für etwas ungeziemendes; aber in sich selbst ist es doch nicht unsittlich, eine Hure zu heurathen, und das Ungeziemende liegt

also nur in der Denkungsart der Menschen eines gewissen Zeitalters, welche zur Zeit des Hoseas, 1100 Jahre vor Hieronymus, in dem, noch nicht gräcisirten Orient zwar bey weitem nicht ganz, aber doch etwas verschieden seyn konnte. Indessen gestehen wir gerne, dafs so etwas auch zur Zeit der Propheten selten und auffallend war, und für unschicklich gehalten wurde. Allein im Alterthume, wie Hr. Rosenmüller selbst aus angeführten alten Schriftstellern beweiset, sprach und lehrte man allenthalben, und besonders im Orient gerne durch Symbole und bedeutende Handlungen; man konnte auch in jenen Zeiten, in welchen wenige lesen, oder auch nur die theuern Handschriften kaufen konnten, eine Belehrung auf keine andere Art leichter und weiter, besonders unter das Volk verbreiten, als durch auffallende Sinnbilder, und besonders durch ungewöhnliche bedeutungsvolle Handlungen angesehener und allgemein bekannter Personen, durch welche die Aufmerksamkeit des Volkes geweckt wurde. Die sonderbare Verehligung eines Propheten mit einer öffentlichen Hure fiel also jedermann auf; jeder fragte: warum dieses? Auf diese Art erhielt der Prophet Gelegenheit, das Bildliche jedermann zu sagen, und so wurde es von sich selbst immer weiter verbreitet, dafs dieses hurerische Weib den Zustand des Volkes Israel bedeute, welches, mit Jehova vermählet, immerfort Hurerey treibe, d. i., von Jehova abfalle, und Abgötter verehere. Die Namen der drey Kinder, die dieses Weib in den folgenden Jahren gebar, bedeuteten das Schicksal, welches den Kindern dieser Gemahlinn Jehova's, d. i., dem Volke Israel bevorstand. |Dieses fiel jedermann ein, der den Propheten oder andere eines von diesen Kindern nennen oder rufen hörte, und der Prophet erhielt hierbey abermals manche Gelegenheit, die Bedeutung ausführlich zu erklären und manche Erinnerungen und Zurechtweisungen einfließen zu lassen, wie auch hier K. 1, 10—2, 25 eine solche Rede folgt. Bis hierher wird zwar Hr. Rosenmüller, nach dem Inhalte seiner Äußerungen zu urtheilen, eben nicht viel einwenden; allein er meint, Sinnbilder müßten in einem einzigen Zeitpunkte dargestellt werden, oder wenigstens sich nicht durch einen so langen Zeitraum erstrecken, als hier geschehen seyn würde, wenn alles, wie es erzählt wird, wirklich vorgegangen wäre; dieses allein bestimmt ihn, das Ganze für eine blofse allegorische Erzählung zu halten. Wir wollen nicht antworten, dafs in einer solchen Allegorie doch wohl der Name der Hure und ihres Vaters nicht zu erwarten wäre, und gestehen auch, dafs bis zur Geburt des dritten Kindes beyläufig acht Jahre verstreichen müßten, indem die Mütter im Orient

ihre Kinder gewöhnlich 30 bis 36 Monde säugen, während welcher Zeit sie mit dem Manne nichts zu thun haben, oder doch nicht leicht empfangen. Ja wir geben zu, daß wohl 15 Jahre verstreichen mußten, bis diese Kinder einiger Massen heranwachsen, mehr unter Menschen kamen; und durch ihre bedeutenden Namen die Aufmerksamkeit des Volkes mehr auf sich heften konnten. Aber je länger die Sache den Reitz der Neuheit behielt und auffallend blieb: desto mehr wurde die Bedeutung des künftigen Schicksals des Volks bekannt und verbreitet. Als endlich Gleichgiltigkeit dagegen eintrat: so erneuerte der Prophet K. 3 eben diese symbolische Voraussagung auf eine andere neue Art, durch eine zweyte eben so sehr oder noch mehr auffallende Verhülung mit einer andern berühmten Hure, wobey der sonst gewöhnliche Zeitraum von einem Jahre zwischen der Desponsation und der Hochzeit, auf viele Jahre ausgedehnt wurde, während welchen die desponsirte Braut in einer ehrbaren Enthaltbarkeit leben, sich auch mit keinem andern vermählen sollte, und der Prophet sich gleichfalls gegen sie nicht als ihr, sie liebender Gemahl, betragen, und die Hochzeit feyern wollte, um die Gefangenschaft abzubilden und recht bekannt zu machen, in welcher das Volk Israel keine Abgötter verehren, d. i. bildlich, nicht huren, und doch Jehova nicht als den liebevollen Gemahl erfahren werde. Es ist also nicht abzusehen, wie in der langwierigen Handlung des Hoseas, welcher wenigstens 50 bis 55 Jahre geweissagt zu haben scheint, eine Schwierigkeit des Symbols oder der symbolischen Bedeutung, oder ein Grund liegen könnte, die Erzählung für eine Allegorie zu erklären, indem im Gegentheile diese Langwierigkeit der Absicht des Propheten am besten entsprach, das Volk immerfort auf seinen Zustand und auf sein künftiges Schicksal aufmerksam zu machen, und demselben beydes öfters zu Gemüthe zu führen und tief einzuprägen, welches selbst im Reiche Juda sehr nützlich war. Übrigens können wir nicht unbemerkt lassen, daß Hos. 3, 3 **לִי תִשְׁבַּי** ganz recht erklärt wird: *du sollst mich erwarten*, aber in der Anwendung im folgenden Vers wird **יִשְׁבּוּ** übersetzt: „*sedebunt, manebunt* quasi in luctu, wo der Nebenbegriff von Trauer, wie Jes. 47, 5. Jer. 13, 18. Klagel. 3, 28. zwar nicht ausgedrückt, aber doch zu verstehen seyn soll, indessen scheint derselbe hier zu dem Bilde der wartenden Braut nicht ganz gut zu passen. — Befremdend ist; wie Hr. Rosenmüller Hos. 3, 5. S. 115 schreiben konnte: „*בְּאַחֲרֵית הַיָּמִים* in *postremitate dierum, in ultima mundi aetate*, Ezech.

16, 33. Vere observat. Kimchi ad Jes. 2, 2., haec formula, ubi cunque occurrit, indicari tempora Messiae.“ wobey wir nun fragen möchten, ob diese Deutung auch 1 M. 49, 1. 4 M. 24, 14. Dan. 11, 4. Statt habe, oder auch nur Statt haben könne. Indessen erkläret Hr. Rosenmüller Hos. 3, 5. vom Messias. Dieß ist die gewöhnliche Erklärung, und ob sie gleich nicht auf das **אַחֲרֵית הַיָּמִים** gegründet werden kann: so ruht sie doch auf andern Gründen fest genug; nur muß man unter der langen Zeit, durch welche die wartende Braut, (die Exulanten) verlassen harren soll, nicht mit den jüdischen Auslegern von dem dormaligen Exilium der Juden verstehen; denn Hoseas redet nur von den zehn Stämmen, und von der assyrischen Gefangenschaft. Wie nämlich die Propheten oft, wenn sie von dem Ende der babylonischen Gefangenschaft weissagen, den Messias verheissen, nämlich in so weit, daß er nicht vor dieser Gefangenschaft, um sie abzuwenden, kommen werde: eben so weissagen Hoseas 5, 1—5. und Amos 9, 11—12. den Messias, da sie von dem Ende der assyrischen Gefangenschaft reden. Die Verheissung des Messias, als des zweyten Davids, dürfte zwar den zehn Stämmen, die diesem Hause abhold waren, nicht sehr tröstlich gewesen seyn; dieß hinderte aber nicht, den zweyten David anzukündigen, doch möchte hieraus wohl können gefolgert werden, daß Hoseas nicht im Reiche Israel, sondern im Reiche Juda, für welches eine solche Aussicht weit erfreulicher war, geweissagt, oder wenigstens geschrieben habe.

Die schwere Stelle Hos. 4, 4: **עֲשֵׂה כַמְרִיבֵי כַהֵן** wird mit Grotius und Hieronymus so erklärt, daß Gott den Propheten anrede: *et populus tuus sicut contententes cum sacerdote*, wofür 5 M. 17, 9—12. angeführt wird, wo aber von dem Ungehorsam gegen den hohen Priester, welcher, im Mangel eines Richters oder Regenten des Volks, die oberste Gerichtsstelle war, die Rede ist. Die Meinung des Abarbanel, daß auf die Rotte des Korach 4 M. 16, 20. Ps. 106, 16. gezielt werde, scheint Hr. Rosenmüller zu spitzfindig; man kann aber doch nicht läugnen, daß sich diese berühmte, durch keine Vorstellung zu bessernde, und hernach schrecklich bestrafte Rotte, zu dem Zusammenhange und Gegenstande der Rede vortrefflich schickt, und zwar besonders für das Reich Israel, welches, was die Rotte Korachs mit Ungestüm zu ertrotzen suchte, wirklich ausgeführt, und andere Priester aus allen Stämmen ohne Unterschied, angestellt hatte. Es ist ohnehin eben nicht wahrscheinlich, daß nur überhaupt von einem, mit den Priestern zankenden Volke die Rede seyn solle, besonders

im Reich Israel, wo die Priester unrechtmässig waren, und den Kälberdienst empfahlen und abwarteten, da es also eben kein Verbrechen seyn konnte, mit den Priestern zu streiten, wie die Propheten selbst gegen sie auftreten. Es wird auch um nichts wahrscheinlicher, wenn Hr. Rosenmüller hinzusetzt, das widerspenstige Volk des Reichs Israel werde mit einem Volke verglichen, welches gegen die rechtmässigen Priester streitet; denn dieses Letztere scheint doch immer wieder auf etwas Geschichtliches anzuspielden, welches sich in der Rottte Korachs findet, und über unsere Stelle helles Licht verbreitet.

Im 5 K. 13 V. wird אֵל מֶלֶךְ יִרְבּ, unserer Einsicht nach richtig, aus der sonst häufigen Ellipse אֵשֶׁר erklärt, *ad regem*. (*qui*) *litem intendet*, vel *maligne adversabitur*, und andere Deutungen werden ausdrücklich und treffend widerlegt; nur die Erklärung des Michaelis in Suppl. p. 1155, die von Gesenius in sein Wörterbuch aufgenommen worden, das יִרְבּ einerley sey mit dem Syrischen יִרְבּ *magnus fuit*, wird blofs angeführt, und unentschieden gelassen; Rec. möchte einwenden, das auf diese Art יִרְבּ ein Adjectiv seyn müfste, welches aber die Syrer nicht haben, nicht zu erwähnen, das die Ableitung von יִרְבּ sehr natürlich und ungezwungen, gewifs weit leichter, als von יִרְבּ ist.

In der Allegorie der königlichen Bäcker, unter welchen die Meuterer in den Zeiten der Anarchie des Reichs Israel, vorgestellt werden, wird Hos. 7. 4. מְנַאֲפִים im eigentlichen Verstand von Ehebrechern erklärt, welches sich zu der Allegorie, und zu dem gleich folgenden יוֹם מֶלֶךְ בָּנוּ *dies regis nostri*, nicht wohl schickt; besser hat Bauer das Wort im uneigentlichen Sinn von abtrünnigen verstanden, die heute einen zum König machen, den sie des andern Tages vom Thron stürzen und tödten. Da das Wort נֶאֱפָה so häufig uneigentlich von dem Abfalle von dem König Jehova, gebraucht wird, so kann es wohl hier von Abtrünnigen Meuterern, die von dem, so zu sagen, neugebackenen König sogleich wieder abfallen, verstanden werden, wie die sogleich folgende Allegorie es fordert. Indessen wird von dieser Auslegung auch nicht einmal eine Erwähnung gemacht; angeführt zu werden, hätte sie doch verdient.

Bey der dunklen Stelle Hos. 7. 16. שָׁבוּ לֹא עָל schreibt Hr. Rosenmüller: „plures vertunt: *convertunt se*, sed non ad *Altissimum*, coll. supra

v. 10. Jer. 4. 1. (wo עֲלִיּוֹן steht) quasi עָל sit pro עֲלִיּוֹן. Ita Kimchi: *cum eis calamitas ingruit, ad idola sua sese vertunt, et ad ea clamant, non ad me, Dominum totius orbis terrarum*. Sed quum עָל

nusquam alias pro Adjectivo usurpetur, praestat adverbialiter capere, hoc modo: *convertuntur, sed non sursum*, πρὸς τὰ ἄνω, ut infra 11. 7., ad coelestia et divina, sed, ut supra dictum est, τὰ ἐπιγεία φρονῶντες, ὡς ὁ θεὸς ἡ κοιλία, Philipp. 3. 19.“ (Diese Ausdrücke des Apostels sagen wohl mehr, als in den Worten des Propheten liegt, und als seine ersten Leser fassen konnten, die vom Himmel (coelestia), von einer ewigen Glückseligkeit, nichts wußten; es heisst also wohl nur: *sie kehren um, sie wenden sich aber nicht aufwärts, zu dem wahren Gott, um die Strafen zu vermeiden; daher sogleich folget: sie sind wie ein schlaffer oder trüglicher Bogen*. Es hätte diese Bedeutung auch noch durch die Parallelstellen Jes. 59. 18. 63. 7. bestätigt werden können.) „Scribitur עָל per

Kametz ob accentum Zakeph, quemadmodum idipsum Adverbium 2 Sam. 25. 1. scribitur ob accentum Rebiah; legitur enim ibi: נָאֻם הַגִּבּוֹר הָקָם עָל

dicit vir (eigentlich: *effatum viri*), *qui constitutus est supra, vel sursum* (der hochgestellt ist, wo es also in einem anderen Sinne stehet, wie 4 M. 24. 3—4. u. 15—16.) Jarchi: *convertunt se ad Aegyptum, sed non ut sibi prodessent* (sed non sibi proderunt). עָל *cum Kametz scriptum significat עֲלִיּוֹן*

excellentiam praestantiam. (Dieses ist aber nicht erweislich.) LXX: ἀπερπάθησαν εἰς ἕδην (ἕδην), עָל non exprimunt. Chaldaeus: *aversi sunt, ut deficerent a lege, non quod malum eis intulerim*. Syrus: אֶתְהִפְכוּ עַל לֹא מָדָם *conversi sunt nulla de causa* (soll wohl eigentlich heissen: *conversi sunt ad id quod non est aliquid, oder ad nihilum*). Hieronymus: *reversi sunt, ut essent absque jugo, quasi עָל legisset. Et in Commentario: quomodo a principio fuerunt, priusquam vocarem eos per Abraam, et postea per Mosen et Aaron, et erant absque jugo legisque notitia, et cunctis nationibus miscerantur: ita etiam nunc reversi sunt ad pristinum statum, ut absque jugo et frenis deferrentur per praecipitia*.“ Hieronymus hat nicht blofs vielleicht, sondern wohl gewifs עָל ausgesprochen; die Stelle seines Commentars hat nicht verdient angeführt zu werden, zumal da sie, wie die chaldäische und syrische Übersetzung, mit keiner Kritik begleitet wird. — Wir haben übrigens diese Stelle ganz hierüber übertragen, um von der, vom Hrn. Verf. angenommenen Art zu commentiren, ein Beyspiel

zu geben. — Die richtige Erklärung dieser Stelle bleibt also immer: *sie wenden sich nicht aufwärts, oder: sie wenden sich abwärts.* Was Gesenius im Wörterbuch dagegen einwendet, daß es **לֹא שָׁבוּ עַל** heißen müßte, findet Rec. ungegründet, weil ähnliche Constructionen den Syrern sehr gebräuchlich sind, und auch im Hebräischen anderwärtig vorkommen, wie Hoseas. 1, 6. 9. **לֹא רָחַמָה**, **לֹא עָמִי**; eben so auch Sprüchw. 30, 25. 26. **לֹא עָזוּם** und **לֹא עָז** nicht stark, schwach; Job. 26, 2. 3. **לֹא כַחַ** und **לֹא חֲכָמָה** nicht Stärke, Schwäche, und nicht Weisheit, Thorheit, Unweisheit; 5 M. 32, 21. und Jer. 5, 7. **לֹא אֱלֹהִים** und **לֹא אֵל** nicht Gott, Ungott, Abgott.

Nun wollen wir noch einige Beyspiele aus Joel anführen, die vielleicht einer neuen Prüfung bedürfen. Da der Hr. Verfasser diesen Propheten, wie wir oben angeführt haben, von der durch Regenmangel entstandenen Hungersnoth Amos 4, 6—7.; weissagen läßt: so ist es eben nicht befremdend, daß er Joel 1, 19.: **כִּי אֵשׁ אֶכְלָה נְאוֹתַי** **מִדְּבָר**, denn Feuer verzehret die Tristen der Wüste, von der sengenden Hitze der Sonne erklärt, welches sich aber zu den Heuschreckenschwärmen, die der Prophet so fürchterlich beschreibt, nicht gut schieket, die sich auch da, wo sie wegen der Dürre keine grüne Nahrung finden, nicht verweilen, sondern sich erheben, und mit dem Winde weiter ziehen. Wenn vielleicht diese Stelle eine Mitursache war, aus welcher Hr. Rosenmüller unseren Propheten von der Hungersnoth durch Dürre und Regenmangel Amos 4, 6—7., weissagen läßt: so können wir nicht unterlassen, anzumerken, daß die Zugheuschrecken, wenn sie in unbeschreiblicher Menge die Erde bedecken, und auch die, von ihnen verwüsteten Gegenden aussehn, als wenn sie mit Feuer verwüstet wären, welches bisweilen im Sommer durch einen verlorenen Feuerfunken in dem dürrn Grase entsteht, und weitläufige Gegenden verzehret. So schreibt Barrow *Reise in das innere Südafrika* S. 298 von weidenden Zugheuschrecken auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung: „sie bedeckten ungefähr eine englische Quadratmeile, und zwar so völlig, daß die Oberfläche dem Auge in einer geringen Entfernung wie verbrannt und mit Asche bestreuet vorkam. Man sah weder einen Strauch, noch einen Grashalm.“ Ödmann führt in seinen Sammlungen aus der Naturk. VI. 77, Mariti *Reis. I.* 258, an, wo er sagt, daß nach der Verheerung der

Heuschrecken der Boden *gleichsam wie vom Feuer abgebrannt und gesengt* aussehe. Eben so schreibt Volney Voy. I. 277 von den Verwüstungen der Heuschrecken: „on diroit que le feu suit leurs traces.“ Auch Plinius gebraucht H. N. XI. 35. von den Heuschrecken den Ausdruck: *multa contactu adurentes, omnia vero morsu erodentes.* — Es ist zwar allerdings wahr, daß die Heuschrecken gewöhnlich bey großer Dürre, die auch Joel 1, 20. berühret, die Länder plagen, da sie sehr zahlreich ausgebrütet werden, und weil sie in ihrer Heimath nicht hinreichende Nahrung finden, zur Auswanderung gezwungen werden; aber es ist aus eben dieser Ursache einleuchtend, daß sie sich in einem Lande, wo alles von der Sonnenhitze verbrannt ist, wenn sie sich auch niederlassen, nicht aufhalten können, sondern weiter ziehen müssen. So viel bleibt immer ausgemacht, daß Joel von einer weit schrecklicheren Landplage redet, als Amos, der nur von theilweisen Regenmangel weis, und endlich redet zwar auch Amos 7, 1—2. ausdrücklich von einer Heuschreckenplage, die aber nur in einem Gesichte gedrohet, und auf die Fürbitte des Propheten zurückgehalten wird.

Trefflich ist die von Bochart entlehnte Anmerkung Joel 2, 5. gegen diejenigen älteren Ausleger, welche nicht wußten, daß die Orientaler die Heuschreckenschwärme das Kriegsheer Gottes nennen, und darum die Heuschrecken für das Bild eines Kriegsheers hielten; die Worte Bocharts sind: **כַּעֲמַ עֲצוּם עֲרוּךְ לְמִלְחָמָה** *sicut populus ordinatus ad praelium*: „notandum, hunc qualemcunque exercitum non jam dici *populum*, sed *ut populum*. Itaque cum *gentem et populum* supra v. 2. vocavit: loquebatur metaphoricè, *populum* vocans eas copias, quae revera *populus* non sunt, sed *ut populus* ad pugnam instructus. Quale est, quod eadem addit v. 7., *currere ut strenuos milites*, atque *ut viros bellatores murum conscendere*, ne quis hic veros milites et bellatores sibi fingeret. Sed ut milites non sunt, merito tamen cum iis conferuntur, cum ratione numeri et virium, tum ratione ordinis, quem in volatu et incessu servant.“ Allein solche treffende Erläuterungen kommen so häufig vor, daß es unnöthig ist, die Leser hierauf aufmerksam zu machen. Es hat daher Reben-senten einigermassen befremdet, daß bey Joel 2, 8—9. die hierüber so viel Licht verbreitende Stelle des Abulpharagius Chron. Syr. p. 154 des Syrischen Textes, oder nach der lat. Übersetzung S. 155 nicht angeführt worden, wo Abulpharagius schreibt: „Anno Graecorum 1095 (d. i. 784) irraerunt locustae volantes, corruerunt semina, projectis ovis suis serpserrunt, ascenderuntque muros“

ae parietes, et per fenestras et portas ingressae sunt domos. Impletae iis sunt hydriae, pavimenta, mensae, et catini. Postquam a plaga meridionali domos intraverant, a plaga septentrionali egrediebantur, consuatis herbis, arboribus, etiam vestimentis laneis et indumentis hominum." Diese treffende Stelle hat auch Ödmann in seinen Samml. aus der Naturk. übergangen. Wir hätten hier auch einige ähnliche erläuternde Stellen aus arabischen Schriften erwartet; denn wir erinnern uns, aber nur dunkel, je wo solche gelesen zu haben.

Es ist bisweilen schwer, unter den vielen angeführten Erklärungen zu erkennen, welche die Meinung des Hrn. Verfs. sey. So in der berühmten Stelle Joel 3, 1. ff., wo sogleich der erste Vers auf die Zeiten des Messias gezogen zu werden scheint, und **וְהָיָה אַחֲרָי כֵן** erklärt wird: *post ea, quae in superioribus praenunciata sunt, post restitutam terrae Judaicae foecunditatem, et post reductos ab exilio populares coll. 4, 1. 2. 20.* (also nach der Verwüstung durch Heuschrecken zur Zeit des Ussias, nach dem Jahr 790 vor Chr.; welches Exilium gemeint sey, wird nicht bestimmt, aber doch ist das Assyrische zu verstehen. Es hätte aber bewiesen werden sollen, daß das 4. Kap. nicht von weit jüngeren Zeiten, von dem Zeitalter der Makkabäer handle). „LXX *μετὰ ταῦτα*, pro quo Petrus Act. 2, 17. *ἐν ταῖς ἑσχαταῖς ἡμερῶν* dixit, quocum Kimchi convenit, qui h. l. **אַחֲרָי כֵן** idem esse affirmat, quod **בְּאַחֲרֵי הַיָּמִים**, qua formula tempora Messiae intelligi vel patet ex Jes. 2, 2. permutaturque ea phrasis cum **אַחֲרָי כֵן** Jer. 49, 6. coll. 48, 47." Ist nun dies bloß die Meinung des Kimchi, oder auch des Verfs.? Rec. hat den Kimchi bey Jes. 2, 2. nachgeschlagen, aber die Anführung von Jer. 49, 6. 48, 47. nicht gefunden. Wenn nun dieses die Meinung des Hrn. Verfs. ist, wie stimmen die Zeiten des Messias mit dem vorhin geschriebenen: *post restitutam terrae Judaicae foecunditatem, et post reductos ex exilio populares,* zusammen? — Hierauf wird Thom. Chr. Tychsenii Programma Pentecost 1788, dem Hr. Rosenm. in den ersten Versen dieses Kapitels folget, angeführt, welcher Joel 3, 1—2. von der Verbreitung der Kenntniß Gottes erklärt, so aber mit der so umständlichen Beschreibung des Propheten nicht übereinzustimmen scheinen dürfte, aus welcher sich deutlich ergibt, Joel wolle etwas, welches vorhin nie Statt hatte, etwas unerhörtes voraussetzen; allein die Kenntniß Gottes unter Söhnen und Töchtern, Alten und Jungen, Sklaven und Sklavinnen war wohl vorhin nichts so unbekanntes und unerhörtes. Indessen wollen wir hierüber nicht streiten, sondern gestehen gerne, daß es

eine hyperbolische Beschreibung von einer mehr als jemals standhaften und verbreiteten Kenntniß Gottes verstanden werden kann, etwan wie zur Zeit der Makkabäer; aber so weit in die Zukunft scheint Hr. Rosenmüller die Erfüllung nicht setzen zu wollen, wogegen er sich sonst immer erklärt. Wie aber dem immer seyn mag, so läßt sich damit doch schwer oder gar nicht vereinigen, wenn Hr. Rosenmüller am Ende des 2. Verses S. 486 hinzusetzt: „*ceterum, si quae h. l. praedicit Joel, unquam impleta fuerint, eventus omnino erit referendus ad ea, quae Act. 2 narrata leguntur*“, wo doch nicht von verbreiteter Kenntniß Gottes, sondern von eigentlichen Wundergaben die Rede ist. — Den 3—5. Vers erklärt Hr. Rosenmüller von Vorzeichen, ominibus, portentis, und beweiset aus mehreren Stellen der alten classischen Schriftsteller, welcher Glaube denselben von den alten Völkern beygelegt wurde; dies war aber schwerlich nöthig zu beweisen, weil niemand bezweifelt, daß die heidnischen Völker die Vorzeichen beobachteten und hochschätzten. Dagegen aber wäre zu erweisen gewesen, daß dieses auch bey den Hebräern, die so viel eigenes hatten, Statt hatte. Hr. Rosenmüller beruft sich zwar auf 5 M. 6, 22. Jer. 22, 21; allein beyde Stellen enthalten nichts von Vorzeichen, sondern reden von den Wundern Mosis in Ägypten. Rec. findet auch nirgends **מוֹפֵת** von Vorzeichen gebraucht; symbolische, typische, bildliche Darstellungen der Zukunft bedeutet es bisweilen, wie Jes. 8, 18. 20, 7. Sach. 3, 8. Ezech. 12, 6. 11. 24, 24. 27., zu diesen können aber Blut, Feuer, Rauchwolken, Verwandlung der Sonne in Finsterniß und des Mondes in Blut, nicht gezählet werden. Sollte 5 M. 13, 2. **אֹתוֹ וּמוֹפֵת** auf Vorzeichen gehen, so wird doch eben in dieser Stelle den Hebräern gebothen, darauf nicht zu achten, und dem Lügenpropheten, welcher sie vorgesagt, zu tödten V. 6. Sollte nun der Prophet Joel selbst solche Vorzeichen versprechen? — Die hier von Joel aufgestellten Bilder werden sonst von den Propheten immer von gewaltigen Staatsumwälzungen und großen fürchterlichen Veränderungen gebraucht, wie allgemein bekannt ist, zum Beyspiel Jes. 13, 10. von der Zerstörung des babylonischen Reichs; Jes. 34, 4. von der Verwüstung Edoms; Ezech. 32, 7—8. von der Verheerung Ägyptens, u. s. w. zwar heißt es Joel K. 13, 5., diese **מוֹפֵתִים**, oder schrecklich wunderbaren Dinge sollen vor dem großen fürchterlichen Tage Jehova's vorhergehen: **לִפְנֵי כּוֹא יוֹם יְהוָה הַגָּדוֹל וְהַגּוֹרָא**; aber das **לִפְנֵי** ist nicht auf die Folter zu spannen, sondern zeigt

schlechtweg den Tag oder die Zeit an, in welcher Gott die Völker, die die Hebräer so schlimm behandelt, unter die Heiden zerstreut, und ihr Land sich zugeeignet haben 4, 1—5., fürchterlich strafen wird. Zudem werden K. 4, 15. eben diese Bilder auch von diesem Tage Jehova's selbst gebraucht.

— Wer der Geschichte kundig ist, und die zwey Kapitel, Joel 3 und 4 unbefangen und aufmerksam liest, dem werden sich auch wider seinen Willen die Kriege der Makkabäer aufdringen, wo die Juden den Syrern nach und nach übermächtig geworden, und die Landstriche der benachbarten Völker erobert haben, vergl. Joel 4, 4—8., ohne das die Syrer durch alle ihre Anstrengungen es verhindern konnten, Joel 4, 9—17. Recn. befremdet es, das diese so natürliche Deutung dieser zwey Kapitel nicht unter den Meinungen ist, welche Hr. Rosenmüller S. 489 aus dem II. Programm des Dresde (1782. 1783) angeführt hat; denn es werden nur folgende Meinungen angegeben: „alii 1 *eversionem Jerosolymorum per Chaldaeos*; alii 2 *diem, quo resurrexit Dominus*, aut *misit coelitus promissum spiritum*; alii 3 *destructionem reipublicae Judaicae per Romanos*; alii 4 *exitium hujus universi*; alii denique 5 *duos* aut etiam *tres postremos eventus conjunctim in-nui existimant. Nec videntur per historiam et ipsius vaticinii indolem plures eventus commode sumi posse.*“ Durch diesen letztern Satz hat Dresde eben keine große Kenntniß der Geschichte und des prophetischen Styls verrathen, zumal da Joel 4, 4—6. ein so deutliches Merkmal des Zeitalters der Erfüllung angegeben ist, indem besonders die Tyrier, Zidonier und Philistäer hergenommen werden, das sie sich die Jehova geheiligten, d. i., den Juden zugehörigen Schätze zueignen, und die gefangenen Juden den Griechen verkaufen, wofür sie selbst durch die Juden in weit entlegene Länder verkauft werden sollen, welches den Gefangenen dieser Völker unter den Makkabäern gewiß widerfahren ist, obgleich die Geschichte von solchen ganz gewöhnlichen Vorfällen, welche das damalige Kriegsrecht mit sich brachte, und die sich folglich von selbst verstehen, keine Meldung macht. Von diesen Zeiten redet auch Micha. 4, 12—14. 5, 4—14. vergl. Jes. 63, 1—6. Sach. 9, 11—10, 12. und 12, 1—14. 20. Übrigens ist in einem prophetischen Umriss die Stelle Joel 4, 5., wo dem gläubigen Überbleibsel Rettung zu Zion und Jerusalem verheissen wird, nicht zu pressen; denn die Juden haben zur Zeit der Makkabäer, obschon nicht sogleich anfangs, doch endlich Jerusalem behauptet, und da eine bleibende Rettung gefunden. Auch in dem ganzen 4. Kapitel, welches mit dem 3. genau zusammenhängt, wird der Leser nichts finden,

was gegen diese Deutung einen gegründeten Einwurf geben könnte. Wir begnügen uns damit, diese Erklärung im Allgemeinen angezeigt zu haben, die nicht neu ist; denn Michaelis hat wenigstens im dritten Kapitel den 3—5 Vers und das vierte Kapitel, obgleich zweifelhaft, von den Zeiten der Makkabäer verstanden; es hätte doch wohl verdient, widerlegt zu werden; oder soll man solche Widerlegungen nicht erwarten: so wäre von der Zeit der Erfüllung gar keine Meldung zu machen, vergl. Michaelis D. Übersetzung der kleinen Propheten Anmerk. S. 68—73.

Gotthold Ende.

Theologie.

- I. *Predigten von Dr. Heinrich Gottlieb Tzschirner*, ordentlichem Professor der Theologie auf der Universität zu Leipzig. Erste Sammlung, Leipzig bey Friedrich Christian Wilhelm Vogel. 8. 1812. VI und. 245 S.
- II. *Predigten von A. H. Petiscus*, reformirten Prediger und königlichem Professor in Berlin. Berlin, in der C. Salsfeld'schen Buchhandlung. 1812. XIV u. 368 S. 8.

Wir stellen diese zwey Werke zusammen, weil sie bey gleicher Vortrefflichkeit geeignet sind, einen Gegensatz zu bilden.

In Nro. I finden wir einen Geist, reich an Einsichten in die sittliche und religiöse Natur des Menschen, vertraut mit den Schätzen der Geschichte, gewandt in der Stellung und Anordnung seines Stoffes, und eben so glänzend als kräftig in der Sprache, durch die er sich offenbart.

In Nro. II herrschen andere Seelenkräfte vor. Wir vernehmen einen Geist, der bey völlig sittlich reiner Tendenz, und bey einem sehr richtigen Urtheil immer auf den Versuch zurückkommt, das Innere, *Unnennbare* der religiösen Gesinnung auszusprechen. Man denke ja deshalb an keinen philosophischen Mysticismus. Es ist reines ächtes Gefühl, welches hier weht, die Sprache desselben oft sehr zart, aber nie hohl. An die zarte Subjectivität von Nro. II reicht Nro. I nie, hingegen hat auch Nro. II nicht den genauen logischen Bau von Nro. I. Beyde, abwechselnd gelesen, können leicht zum *Ideal des Kanzelredners für gebildete Zuhörer* erheben. Die Wahl der Stoffe ist solcher Talente würdig; denn der Leser findet theils einige große immer zu wiederholende Gegenstände, theils solche, welche gerade in unseren Tagen von hohem Interesse seyn müssen.

Allgemeine Literaturzeitung.

N^{ro}. 57.

Dienstag, den 19. July

1814.

Medicinische Geographie.

Geographische Nosologie, oder die Lehre von den Veränderungen der Krankheiten in den verschiedenen Gegenden der Erde, in Verbindung mit physischer Geographie und Naturgeschichte des Menschen. Von *Friedrich Schnurrer*, M. D. Stuttgart, bey *Johann Friedrich Steinkopf*. 1815. 8. XIV u. 572 S. sammt Register.

Ein schätzbares Werk dieser Art, von drey Bänden, hat bereits im Jahre 1795 Hr. *Leonh. Ludw. Finke*, unter der eben so bescheidenen als passenden Aufschrift: *Versuch einer allgemeinen medicinischen Geographie*, geliefert, und ist darin die Länder und Nationen nach der Ordnung der ihnen eigenen Krankheiten durchgegangen. Weil nun der Hr. Verf. des vorliegenden Buches, den ihm scheinbar entgegengesetzten Weg eingeschlagen, die Krankheiten selbst zum Hauptgesichtspunct gemacht, und den Plan etwas verrückt hat: so glaubt er seinem Werke auch einen verrückten Titel, nämlich den einer *geographischen Nosologie*, geben zu müssen; welcher jedoch eben so unpassend und sprachwidrig ist, als die Benennungen: geographische Physik, statt physischer Geographie, oder topographische Medicin, statt medicinischer Topographie. Eine Geographie, die bloß auf nosologische Gegenstände Rücksicht nimmt, ist allerdings denkbar; aber eine Nosologie, die sich mit Geographie beschäftigt, ist ein Unding. Ein Buch also, das, wie das vorliegende, die bedeutendsten Krankheitsformen und Ursachen nach Verschiedenheit der Menschenrassen, Welttheile und Erdstriche aufstellt, ist und kann nichts weiter seyn, als eine *nosologische* (medicinische) *Geographie*, die sich zur medicinischen Topographie wie das Ganze zu seinem Theile verhält. Es leuchtet somit ein, daß wir uns nur erst dann auf eine nosologische Erdbeschreibung Hoffnung machen

Siebentes Heft.

dürfen, wenn jeder Ort, jeder Landesstrich medicinisch topisch beschrieben seyn wird, und daß uns der Hr. Verf. dieses Buches eine solche, oder, wenn er will, etwas Ähnliches, weit zu früh angekündigt habe.

Das Werk zerfällt in drey Abschnitte, wovon der erste (S. 7—61) den Titel führt: *Vonder Form der Erde*. Dieser kann jedoch nur durch ein Versehen, etwa des Setzers, dahin gelangt, und auf jedem Blatte dieses Abschnittes wiederholt seyn: indem hier nicht bloß von der Form der Erde, sondern auch von den Zonen, Jahreszeiten, der Temperatur, Trockenheit und den Winden gehandelt wird, und die passende Aufschrift: *physische Geographie* in der Übersicht des Inhaltes wirklich angedeutet ist.

Der zweyte Abschnitt (S. 62—195), die *Naturgeschichte des Menschen* enthält Betrachtungen: über den Begriff von Gattung und Race überhaupt; über die Mongolische, Amerikanische, Athiopische, Malay'sche, Kaukasische, insbesondere über die Bastard - Erzeugungen verschiedener Rassen; über den Unterschied derselben in Rücksicht auf das Stadium der Pubertät, auf Verpflanzungsfähigkeit, auf körperliche Stärke, Lebenszähigkeit, intellectuelle Anlagen; über einzelne Völker; die Bevölkerung Amerika's im allgemeinen; über die Nahrung der verschiedenen Völker. Auf hundert drey und dreyßig Seiten läßt sich freylich keine nosologische Naturgeschichte des Menschen aller Zonen und Rassen aufstellen; gleichwohl wird der Leser eine Beleuchtung der Unterschiede der Menschen in physischer und moralischer Hinsicht hier ungenügend vermissen, und diese Lücke dem Hr. Verf. um so mehr verargen, da in Reisebeschreibungen und selbst in naturhistorischen Werken hiezu Materialien zerstreut vorhanden sind, auch bereits *Falkoner* vieles über den Einfluß des Himmelsstriches u. s. w. auf Temperament, Sitten, Verstandeskkräfte, Gesetze, Regierungsart und Religion der Menschen, gesammelt hat, und durch eine zweckmäßige Benützung, Berichtigung und Er-

gänzung alles dessen, das vorliegende Werk an Interesse, Nutzen und Brauchbarkeit ungemein gewonnen haben würde.

Der dritte (längste und wichtigste) *Abschnitt* (S. 196—551) beschäftigt sich zunächst mit den *Krankheiten der verschiedenen Zonen*, und zwar mit ihren allgemeinen Unterschieden in Beziehung auf die Organe, den eigenthümlichen Verlauf, und den Typus der Krankheiten. Es wird hier unter andern behauptet: „das *Acclimatisiren* der Europäer in Ost- und Westindien beruhe in einer Alteration ihrer Constitution, und bestehe in Fälen, wo es nicht bis zum Ausbruch einer offenbaren Krankheit kommt, in einer Turgescenz der gastrischen Organe, besonders der Leber.“ Sollten denn die übrigen Systeme des menschlichen Organismus durch das Einwirken so vieler ungewohnter Einflüsse eines fremden Klima's nicht eben so frühe und wesentliche Veränderungen erleiden, als die Organe des reproductiven Systems?— Und wenn versichert wird: „die Pathologie sey in heißen Ländern viel humoraler, als in kalten Gegenden;“ so dürfte der Grund hiervon nicht sowohl in der besondern Constitution der Menschen, als vielmehr in den verschiedenen nosologischen Ansichten der Ärzte in den heißen und kalten Erdstrichen liegen. Wie lange ist es, seit die Beobachter der kranken Menschen-Natur unsers gemäßigten Klima's die Ursachen der Krankheiten blofs in den Säften fanden, und die Pathologie der Deutschen (um mich des Ausdrucks unsers Autors zu bedienen.) humoraler war, als vielleicht die, in den heißesten Zonen. Es werden hierauf die allgemeinsten Charaktere der *Krankheiten der verschiedenen Menschenrassen* aufgestellt. „Den Bewohnern sehr nördlicher Gegenden sey ein so hoher Grad von Reizbarkeit eigen, daß sie unwillkürlich alle Bewegungen eines andern, selbst die des Mundes nachmachen und nicht selten durch einen heftig gestikulirenden, laut sprechenden, oder drohenden Prediger in eine Art Raserey gebracht werden; und bey Krankheiten der Neger sollen allgemeine Reactionen (Fieber) selten zu Stande kommen, vielmehr alle (?) krankhafte Prozesse sich lokal fixiren; Neger auch gegen das Quecksilber sehr unempfindlich seyn, und mancher wiederholte große Gaben ohne die mindeste Wirkung im Munde vertrage.“ Wir beobachten aber auch in unserm gemäßigtem Himmelsstriche eben sowohl eine ähnliche sympathische Muskel-Mobilität und zwar bey Kindern und ungebildeten schwächlichen Menschen, als eine Trägheit der allgemeinen Reaction nach Verwundungen und andern örtlichen Krankheiten, nämlich bey bäotischen, abgehärteten Subjecten; und jener Bauer, der mehrere, vom Recn. zum äußern Gebrauch ver-

schriebene, Unzen unguentum mercuriale binnen kurzer Zeit statt eines Electuarium verspeiste, ohne darnach eine Wirkung auf die Speicheldrüsen wahrzunehmen, kann in dieser Hinsicht dem Neger an die Seite gestellt, aber darum weder von dem einen, noch dem andern mit Grund behauptet werden, daß sie sehr unempfindlich gegen das Quecksilber sind, weil dessen Wirkungen sich nicht einzig und allein auf die Speicheldrüsen erstrecken. — Interessant dürfte Freunden des thierischen Magnetismus die Bemerkung seyn, daß die Ärzte der entlegensten Nationen Amerika's alle schmerzhaften Krankheiten bey strenger Diät durch Händestriche über den ganzen Körper das Anhauchen der leidenden Stelle heilen. Übrigens sieht Rec. nicht ein, warum die allgemeinen Unterschiede der Krankheiten in Beziehung auf die Organe, den Verlauf, den Typus zu den *Krankheiten der verschiedenen Zonen*, hingegen die überwiegende Reizbarkeit der Bewohner kalter Gegenden und der Mangel der allgemeinen Reaction bey den Negern, zu den *Krankheiten der Rassen* gerechnet werden; da doch diese umgekehrt vielmehr von den Zonen, jene aber von den Rassen abhängig sind. — Es werden endlich die *Krankheiten der verschiedenen Zonen und Rassen speciell*, und zwar unter folgenden Hauptrubriken, aufgestellt: intermittirende und remittirende (darunter das gelbe) Fieber; Entzündungs-, ursprünglich ansteckende, durch Thiere hervorgebrachte, nicht ansteckende kachektische Krankheiten. Die Bemerkung des Recn., daß sich der Streit, (ob durch den Tarantelbiss wirklich die von *G. Bagliv R. Mead* u. a. beschriebenen Wirkungen hervorgebracht werden, oder nicht) weder auf deutschem Boden, wo es wohl allerley Ungeziefer, aber keine Taranteln gibt, noch von deutschen Ärzten, die keine Kranken dieser Art beobachtet haben, schlichten lasse, kann auch von mehreren hier beschriebenen, nur in entfernten Zonen vorkommenden wundersamen Krankheiten gelten.

Wenn Rec. nun noch hinzufügt, daß er bey Lesung dieses Buches keine Veranlassung gefunden habe, den Fleiß seines Urhebers, in Hinsicht der zweckmäßigen Zusammenstellung, der gleichförmigen Bearbeitung der Materialien und der Reinheit der Sprache zu loben, so hat er sein subjectives Urtheil über den Werth desselben deutlich genug ausgesprochen. —7.

Bemerkungen über ärztliche Verfassung und Unterricht in Italien während des Jahres 1811. Von Eduard von Loder, der Heilkunde Doctor und

Professor zu Königsberg in Preussen. Leipzig bey Carl Cnobloch. 1812. 8. XXIV u. 552 S.

So wie der Urheber des früher angezeigten Werkes bey seiner medicinischen Länderbeschreibung nur auf Nosologie gesehen hat; so nimmt gegenheilich der des vorliegenden blofs auf Medicinalanstalten Rücksicht, und liefert einzelne Bruchstücke zu einer medicinischen Geographie. Zum Unglück hat er aber gerade den wandelbarsten, den von Staatsverhältnissen abhängigen Theil der medicina publica aufgefaßt, so, dafs seine Arbeit schon deshalb, weil das hier angegebene, bey der gegenwärtigen Staatsveränderung Italiens fortan nicht mehr in der Wirklichkeit bestehen wird, an Werthe verlieren mufs. Dazu kommen noch die kleinen Untugenden eines jungen, sich weise dünkenden Autors: das Absprechen, Necken, Schimpfen, Fehdehandschuhzuwerfen; eine regellose Rechtschreibung: Atmosfäre, Josef, Arzneivorrat, Pärchen, Säule u. dgl.; das Einmischen gemeiner, witzig seyn sollender Ausdrücke, z. B. „zehn Stück Wahnwitzige“, und mehrere Blößen und Fehlgriffe, von denen wir einige anzudeuten uns die undankbare Mühe nehmen wollen.

Vor allen sind in den Augen unsers Hrn. Autors „Erziehungsanstalten für Blinde und Taubstumme eben so, wie die Armenanstalten und Gefängnisse für den Arzt fremdartige Gegenstände“. — Kann es heut zu Tage noch einen Arzt, einen Schriftsteller über öffentliche Medicin in Deutschland geben, der nicht wüßte, dafs Taubstummen- und Blindeninstitute einen doppelten, nämlich einen *pädagogischen* und einen *medicinischen* Zweck haben, und dafs in dieser letzten Hinsicht nothwendig ein Arzt untersuchen müsse: ob bey Taubstummen blofs Stummheit oder zugleich auch Taubheit, bey Blinden der graue oder schwarze Staar, ein anderes Übel, einzeln oder in Verbindung mit einem andern vorhanden, wie der Fehler entstanden, ob er bedingungsweise heilbar oder unheilbar sey, welche Mittel bereits angewendet worden, und welche zur Hebung des Übels noch übrig sind? — dem ferner unbekannt wäre, dafs schon bey dem Baue eines Armenhauses oder Gefängnisses die Stimme des Arztes über die der Gesundheit seiner künftigen Bewohner entsprechende Lage und innere Einrichtung, so wie fortwährend über die Erhaltung einer reinen Luft in den Gemächern, über die Beschäftigung, angemessene Ruhe und Erholung, die Beköstigung, die Leibesstrafen u. dgl. gehört werden müsse; dafs ferner ein Arzt die erkrankten Bewohner dieser Institute nicht mit Erfolg ärztlich behandeln könne, dem ihre innere Einrichtung und Verfassung so wie die

davon abhängenden Veranlassungen zu Krankheiten fremde sind.

Die Bemerkungen unsers Hrn. Verfs. beschränken sich also blofs auf Medicinalanstalten: Spitäler, Irren-, Findel-, Waisenhäuser, Vaccinations-Augenpatienten-Institute, Lehranstalten, Medicinalpersonen; — aber auch von diesen werden nicht minder wichtige, die Apotheker sammt ihren Officinen, die Thierärzte, Hebammen, Krankenwärter, Viehschneider u. s. w. entweder sehr selten, oder nur flüchtig, auch wohl gar nicht berührt.

Die genannten Gegenstände werden in folgender geographischer Ordnung durchgegangen. I. Für sich bestehende Staaten Italiens. A) Königreich Italien (S. 3). Spitäler: Mayland, einige andere Städte der Lombardey, Verona, Vicenza, Venedig, Forli, Rimini, Ancona, Loretto, Macerata; Universitäten: Pavia, Padua, Bologna. B) Königreich Neapel. C) Fürstenthum Lucca. II. Dem Kaiserthume Frankreich einverleibte Staaten Italiens (S. 225). A) Der Kirchenstaat: Rom, andere Städte. B) Toscana: Florenz, Livorno, Pisa, Parma und Piacenza. Doch stammen die uns mitgetheilten Bemerkungen nicht alle aus den eigenen Wahrnehmungen unsers Autors her, sondern sie sind ihm auch oft von andern blofs mitgetheilt worden, und ersieht sich daher manchmal genöthigt, theils zu gestehen, „er wisse nichts genaueres anzugeben und besorge eine Darstellung zu liefern, die nicht mit der Wirklichkeit zusammentrifft“ (S. 225), theils das im Texte behauptete Sicherheitshalber in einer Note zweifelhaft zu machen (S. 172). Diefs macht es wahrscheinlich, dafs unser Autor manchen beschriebenen Ort blofs auf der Landkarte bereist haben mag.

Wenn die Vorrede uns (S. VI) ankündigt: der Zweck dieser Bemerkungen sey, deutschen Ärzten eine Übersicht dessen zu geben, was seit den letzten Jahren in Italien *für den Zustand* der Medicin gethan worden sey, und uns dann der Hr. Verf. in seinen Bemerkungen unterrichtet: es seyen durch die französische Regierung die früher bestandenen Medicinalanstalten nirgends aufgehoben, sondern *nur* ihre mit den Klosterschätzen verbundenen Güter eingezogen; die besten und meisten Plätze in den Bürgerspitalern mit französischen Soldaten besetzt; durch die hier und da neu errichteten Militärspitäler die früher bestandenen bürgerlichen aus ihrem Locale vertrieben worden, oder so wie die von Fremden für Pilgrime und Kaufleute errichteten Krankenhäuser, ganz eingegangen; die das Ganze des öffentlichen Wohles leitenden Männer für diese Gegenstände äusserst sorglos u. s. w.; so findet sich der Leser in Hinsicht des angekündigten Zweckes in seinen Erwar-

tungen auf eine auffallende Weise getäuscht; indem bey so bewandten, recht eigentlich auf den Ruin des Medicinalwesens berechneten Umständen, der Zweck des vorliegenden Buches nicht der seyn konnte, zu zeigen, was für, sondern vielmehr was gegen die Medicinalanstalten in Italien gethan worden sey.

Der *Anhang* (S. 399) enthält: I. Bericht von den Erfolgen der medicinischen Klinik der k. Universität zu Padua im Schuljahre 1809—1810, von *V. L. Brera*. II. Beyträge zur Beurtheilung des Contrastimulus, A) Übersicht des Erfolgs der medicinischen Klinik im Militärspitale zu Mayland, während des Halbjahres 1807—1808, von *J. Rasori*. B) Bemerkungen zu der vorhergehenden Übersicht, von *Dr. Cervi* zu Mayland. C) Beylage des Herausgebers. III. Bücheranzeigen. — Bey der Bereisung Italiens sowohl, als bey der Darstellung ihrer Resulte schwebte unserm Autor der sogenannte Contrastimulus und sein berühmter Urheber, *Dr. Rasori*, vor. Dort gleicht er, so oft er mit einem Arzte neue Bekanntschaft macht, in Hinsicht der Gier, jeden Anhänger des Contrastimulus auszuspähen, einem Mauthbeamten, der bey Erblickung eines Menschen zunächst an Contrebande denkt, ihn schlaue beobachtet, Gesichtsmienen belauscht, und zugleich auf Taschen und Kouffer schießt; im Buche selbst ist es ihm nicht genug, von der Vorrede an, das ganze Buch hindurch hierauf Ausfälle gemacht, zu den aus dem italienischen übersetzten derben Bemerkungen des *Dr. Cervi* noch derbere Noten hinzugethan zu haben; sondern er widmet dieser seiner fixen Idee auch noch eine eigene Beylage von vollen drey und zwanzig Seiten, so, das nun seine Leser, die etwa das dem *Dr. Rasori* eigene tollkühne Verfahren am Krankenbette nicht schon früher kannten und verabscheuten, dem Contrastimulus, wo nicht aus Überzeugung, doch wenigstens aus Überdruß des ewigen Schimpfens gram werden müssen.

Bey Lesung dieses Buches hat *Rec.* als reine Ausbeute folgende Bemerkungen in sein Notatenbuch eingetragen: Die übeln Folgen des Genusses der Austern zur Zeit wo sie ihre Brut tragen, werden durch ein Beyspiel bestätigt (Seite 7). *Rozia* schützt seine anatomischen Präparate durch Arsenikdämpfe vor Fäulniß und Insecten (S. 116). *Ruccieri* erfand eine Maschine (*Tornofrottoire*) zum Einreiben der Quecksilbersalben in die Fußsohlen (S. 169). Zu Florenz gibt es wegen der blendend glänzenden Strassenlaternen (?) eine ungewöhnliche Menge blinder Personen (S. 365). Eine Berliner Dame nimmt aus Versehen 2 Unzen Kirschlorberwasser (?) ohne nachtheilige Wirkung (S. 521). — Viell.icht sind auch andere Leser so glücklich,

ähnliche interessante Bemerkungen in diesem Buche aufzufinden. —7.

Naturgeschichte.

Versuch eines Lehrbuches der allgemeinen Naturgeschichte. Zu seinen Vorlesungen bearbeitet von *Dr. K. L. Schwab*, Professor der Naturgeschichte, Anatomie u. s. w. an der königl. bayer. Central-Veterinär-Schule in München u. s. w. München, bey *Joseph Lindauer*. 1813. XII und 268 S. in 8.

Um das vorliegende Lehrbuch genau zu würdigen, müßte man in den gesammten Lehrplan, welcher für die Central-Veterinär-Schule zu München entworfen worden, eingeweiht seyn. Dann erst könnte man beurtheilen, ob der Verf. den rechten Standpunct getroffen, ob er zu viel oder zu wenig gesagt. Ihm hätte es wohl obgelegen, sowohl hierüber, als über den sich zu einem eigenthümlichen Zweck vorgesteckten Plan, näher zu äußern. Aber wir erfahren in der wortkargen Vorrede nichts weiter, als das er die Schriften der besten, neueren Naturforscher benutzt habe, und dennoch wünscht er sein Buch nur in steter Rücksicht auf dessen nächste Bestimmung beurtheilt zu sehen. Eine billige und gerechte Forderung, wenn es dem Hrn. Verf. nur gefallen hätte, über diese nächste Bestimmung etwas mehr Licht zu verbreiten. Ist denn dieß nun, wie es scheint, die ganze Vorbereitung aus der Naturkunde für künftige Thierärzte, oder erhalten sie noch einen besondern Unterricht in der Physik und Chemie? Im letztern Falle finden wir die Paragraphen 117—150 „Chemische Bestandtheile der Pflanzen“ ganz überflüssig. Im erstern Falle fehlten viele erhebliche Materien, und bleibt in dieser Rücksicht *Abilgaard's* und *Viborg's* Handbuch der Naturlehre für Thierärzte (aus dem Dänischen von *Pfaff* übersetzt, Kopenhagen 1802) bis jetzt noch unübertroffen. Indessen des Verfs. Werk auch als sogenannte *Naturgeschichte* betrachtet, hat nichts vom Geiste und von der Zweckmäßigkeit für die besondere Bestimmung, welche jenes Handbuch auszeichnet. Wir haben wenigstens nichts Eigenthümliches entdecken können, wodurch sich dieß Buch gerade als Lehrbuch für eine Veterinär-Schule auszeichnete, und dieß müssen wir tadeln. Wir würden z. B. die Naturbeschreibung der Säugethiere, und namentlich die der Haustihere (als der

eigentlichen Sphäre des Thierarztes) weit mehr herausgehoben, weit mehr Fleiß und Vollständigkeit auf diesen Theil des unerschöpflichen Stoffes verwendet, uns in den übrigen Abschnitten aber, und besonders bey der Botanik, viel kürzer gefaßt haben. Dagegen müssen wir loben, daß für ein Lesebuch der allgemeinen Naturgeschichte überhaupt an jeder höhern Lehranstalt, ohne Rücksicht auf eine besondere Bestimmung, die bekannten Sachen recht gut und in verhältnißmäßiger Vollständigkeit und Kürze, doch mit mehr Fleiß, als tiefer eindringendem Geiste zusammengetragen sind, leider! mit Übergangung aller Literatur. Nicht überall beobachtet er die für ein Lehrbuch nöthige Präcision und Richtigkeit in den aufgestellten Sätzen. Hier nur einige Beyspiele aus den ersten 17 Seiten.

§. 24 kommt die ganz unlogische und veraltete Eintheilung der Gebirge vor:

I. *Vorgebirge.*

- a) Granitgebirge.
b) Ganggebirge.

II. *Nachgebirge.*

- a) durch Wasser } entstandene Gebirge.
b) durch Feuer }

Erscheinen denn in den Nachgebirgen nicht auch Gänge? Und wodurch mögen die Granit- und Ganggebirge entstanden seyn, wenn Wasser und Feuer nur die Nachgebirge bildeten?

§. 25. „Die Granitgebirge bestehen fast ganz aus festen (?) Steinwasser (Granit)“. Aber bestehen denn die Gang- und Nachgebirge nicht auch aus festen Steinwasser? — Übrigens keine Sylbe vom Begriff des Granits, des Gneises, Glimmerschiefers, Serpentin, von ihren Unterschieden, und überhaupt von den zu den Urgebirgen gehörigen Gebirgsarten.

§. 28. „Sie (die Flözgebirge) liegen gewöhnlich an den Gebirgen an (??), und enthalten zwar auch Erze, aber nicht so reich, auch nicht in Gängen, wie die Ganggebirge.“ Sind dem Verf. keine Schwergatänge mit reichen Kobalt-Erzen im alten Sandsteine bekannt?

§. 32. „Von den ausgebrannten (Vulcanen) trifft man sehr viele mitten auf dem festen Lande an, z. B. von Göttingen bis zu den Ufern des Rheins wohl fünfzig.“ Das glaubte man noch vor 30 Jahren, und wenn der Verf. gleicher Meinung war, so mußte er sie mit haltbarern Gründen, als den bisherigen, unterstützen, und auf jeden Fall die ganz entgegengesetzte Ansicht unsrer ersten Geognosten nicht mit Stillschweigen übergehen.

§. 30. „Es sind demnach geschmolzene Materien und eine kegelförmige Gestalt sichere Merkmale eines vom Feuer gebildeten Berges.“ — Womit beweiset nun der Verf., daß die Basalte von Göt-

tingen bis zum Rhein aus geschmolzener Materie bestehen? Und wenn die Vulcanität der Basalte noch keinesweges erwiesen ist, wie kann die ihnen vornehmlich zukommende Kegelform das *sichere* (?) Merkmal derselben seyn?

Falsch ist der Satz §. 39, „daß sich unter den Versteinerungen das Holz am tiefsten finde.“

Wa.

Schöne Wissenschaften.

Die Musen. Eine norddeutsche Zeitschrift. Viertes Quartal. Auch mit dem gemeinsamen Titel für alle vier Vierteljahrhefte: Die Musen u. s. w. Jahrg. 1812. Erstes bis viertes Quartal. 204 S.

Das vierte Vierteljahr dieser Zeitschrift beginnt mit der zweyten Vorlesung Fichte's: *über die Bestimmung des Gelehrten*, bey der wir uns, da das Ganze wohl erscheinen wird, jeglicher Bemerkung enthalten, um nicht gediegenern Ansichten vorzugreifen. Näher liegt uns die darauf folgende Vorlesung über: *Karl den Großen*, die im Winter 1807—8 gehalten worden ist, wahrscheinlich in Berlin, und die viele lesenswürdige und wohl zusammengereichte Züge und Ansichten aufstellt.

Karl der Große hat in den letztem Jahrzehend ein unglückliches Schicksal bey uns Deutschen gehabt, besonders in den letzten Jahren, das wir ihm wohl jetzt abbitten müssen, und den Verschwärmten uns wieder von dem Volke erbitten sollten, das wohl weniger gegründete Ansprüche auf ihn hat, als wir. So wenig wie die Erfahrungen der Geschichte *leider* ins Leben einzugreifen vermögen, wie gemeinhin alles, was früherhin geschah, in den bodenlosen Abgrund der Zeit gestürzt, und für uns nicht vorhanden ist, so, daß wir nie den so nothwendigen Rath, die nothwendige Anleitung zu unserm Leben und Handeln, besonders dem öffentlichen, dem Leben des Staats, in der Geschichte suchen, eine Vernachlässigung, die schwere Rache an uns genommen hat, und fürder, wenn wir nicht schnell bedacht sind, das Vernachlässigte wieder zu sühnen, und künftighin der Geschichte ein aufmerksamers Ohr zu leihen, wiederholt nehmen wird. — So wenig wir also die Geschichte selbst, wie gesagt, auch achten, und für uns zu gebrauchen wissen, so leicht bereit sind wir doch, wenn irgend ein ausgezeichnete Mann auftritt, der tief eindringend auf sein Zeitalter einwirkt, ihn mit irgend einem Helden der Vorzeit, oder mit einem milden und merkwürdigen Herrscher vergangener Tage zu vergleichen. Da haben wir denn bald einen Cäsar, einen

Alexander, einen Karl den Großen, einen Trajan u. s. w., und so nehmen wir gerade das aus der Geschichte heraus, was rein eigenthümlich, ja wohl bloß selbstig ist, und sich daher nimmer wiederholt, das allgemein Gültige lassen wir dagegen unbenutzt liegen.

Auf diese Weise ist denn daher auch Bonaparte, was er selbst eifrigst suchte, und auf sich anzuwenden bemüht war, in eine Vergleichung mit Karl dem Großen gesetzt worden, die fern ab liegt. Der Verf. dieser Vorlesung schildert S. 49 Karl den Großen so: „indem ihn die Versetzung seiner Gemüthseigenthümlichkeit (Charakters) mit dem fränkischen Zuge der Eroberungssucht und staatskünstlicher (politischer) Schlaueit dem besondern Stamme aneignete, aus dem er entsprungen war, stempelte ihn die Verschmelzung so vieler Grundzüge der allgemein-deutschen Volkseigenthümlichkeit zu einem großen und herrlichen Leben, anspruchslose Einfalt mit still auf sich beruhender Größe, Tiefe und Innigkeit des Gefühls mit unerschöpflicher Kraft, offener gesunder Sinn, der mit gleicher Liebe und Leichtigkeit das Größte umfasste und das Kleinste besorgte, zu einem echt deutschen Manne und Fürsten? Nur die unterstrichenen Stellen sind auf Bonaparte anwendbar, alles andere war ihm ganz entfernt, und eben darum war er nicht im Stande ein so herrliches, tief gewurztes Gebäude zu gründen, wie Karl der Große ausführte. So möchten wir denn gerne für jetzt und immer jede Vergleichung zwischen beyden enden und uns wieder an dem Bilde erfreuen, daß Karl der Große als ein echt deutsch gesinntes Gemüth uns angehört, wenn man auch selbst gleich gewagt hat, in öffentlichen Schriften den Ruhm Karls des Großen anzufechten, die gerade das Gegentheil von dem, was sie sollten, nothwendig bewirken mußten.

Wenn der Verf., der die obige, von uns geäußerte Ansicht, durch tiefe Verehrung Karls des Großen auch zeigt, von der Wirkung seiner Kriege sagt: „Und diese Bedeutung hatten Karls viele und große Kriege, die er selbst zwar nicht in gleicher Meinung, sondern lediglich als fränkische Eroberungskriege, führte, die aber das in der Geschichte gerade jetzt Nothwendige zu Stande brachten — einen germanischen Staatskörper, dessen vollendete Selbstständigkeit Karls Krönung zum abendländischen Kaiser besiegelte“; so können wir wohl, freylich ganz umgekehrt, Bonaparte eine gleiche Wirkung zuschreiben, denn nicht durch ihn, sondern gegen ihn entwickelte sich das Gefühl schlummernder deutscher Kraft, und war mächtig genug, all den drückenden Unrath auszugähren, und einen deutschen Staat, wenn auch noch nicht zu gründen, doch alles zu seiner

möglichen Gründung vorzubereiten, so, daß es jetzt in den Händen der Herrscher Deutschlands liegt, das ganze mächtige deutsche Reich für ferne Jahrhunderte fest und dauerhaft zu gründen, und ein für Völker und Fürsten segensreiches, dem deutschen Namen Heil bringendes Band zu knüpfen. Möchten diese nun wiederkehrenden Tage nicht ungenutzt verstreichen!

S. 38 sagt der Verf.: „vollends ward nun (durch Karl) nach vieler Jahrhunderte Vorbereitung, was Theodorich schon ahndend erstrebt; aber weder auf lange Zeit, noch in der Ausdehnung erreicht hatte. Der Grundstamm des neuen Europa war durch Karl den Großen befestigt.“ Theodorich (der Dietrich von Bern der Sage) ist wohl auf jegliche Weise als eigentlicher, echt deutscher Held anzuerkennen; wie es geworden wäre, wenn er sein Reich so mächtig durchgesetzt hätte, kann eben so wenig gefragt werden, als: was daraus geworden wäre, wenn Karl der Große die Sachsen nicht unterjocht hätte? Die Geschichte läßt sich nicht aus menschlicher Betrachtung, aus wenn und aus aber erbanen.

Karl der Große stiftete die Oberherrschaft des geistlichen Oberhauptes zu Rom über die deutsche und europäische Welt, und legte dadurch einen tiefen Grund zu der Bildung der folgenden Jahrhunderte. Wie anders sein Nachtreter, der jene Macht zu vernichten bemüht war!

Siegreich hat sich wieder bewährt, daß eine Weltherrschaft ein Unding ist, daß man die Völker nicht in einander zu einer Masse kneten kann, denn wie bey einer zusammen gedrückten Feder springt mit größerer, erhörterer Schnellkraft die Volksthümlichkeit wieder empor, und zeigt, daß ein Volk nicht eine Heerde Vieh ist, die man hiehin und dorthin verschachern kann, und die froh ist, wenn es nur einige dürre Grashälmlchen abnagen kann. Diese, seit undenklichen Zeiten tief eingezeichneten Grundzüge der Völker bewähren sich jetzt wieder mehr als je sonst, und lehren, daß was Gott so tief begründet hat, menschliche Macht nicht auszurotten vermag, sondern daß ein solch angezwungenes Land und Volk immer ein fauler Schaden bleibt, der an dem freudigen Leben des Staates nagt und ihn untergräbt. — So schied sich auch früh das wahre Deutsche von dem Anroberten oder damit verschmolzenen, und Kaiser Heinrich I. stiftete Deutschland, so weit deutsche Eigenthümlichkeit lebte und war. In jener Zeit müssen wir die Grenzen Deutschlands suchen.

Der einsichtsvolle Verf. hat dasjenige, was wir eben gesagt, sehr wohl erkannt und mit Geschicklichkeit, so wie mit damals zu bewundernder Freyheit vorzutragen verstanden. Tief eindringend für alle Zeiten ist der heilige Spruch, den S. 76 der Verf.

anführt: „Herr, wenn ich bedenke, wie du gerichtet hast von der Welt her, so werde ich getröstet“. Heilige Worte, welche die neueste Zeit wieder bewährt hat. — *Aphorismen, als Vorläufer eines Versuchs die Gesetze des Universums anzuschauen*, vom Freyherrn von Seckendorf. — *Proben aus altfranzösischen Gedichten*. Dieser Aufsatz enthält die Beylagen zu der im dritten Hefte enthaltenen, und bey Gelegenheit derselben von uns ausführlich betrachteten Abhandlung. Die hier gegebenen Proben und der Auszug, welcher sie zusammenhält und verbindet, sind aus dem Heldengedicht von Viane, welches zum Kreis der Dichtungen von Karl dem Großen gehört. Einerseits steht es mitten in dem Laufe der Heldenthaten Karls des Großen, denn hier wird ihm erst der männliche Held Olivier gewonnen, andererseits steht es aber auch wieder am Schlusse der großen Dichtung, indem gleich nach diesem Kampfe vor Viane die Recken gegen Spanien ausziehen, und alle beabsichtigte Liebesbündnisse durch die furchtbare Schlacht bey Ronzeval abgeschnitten und geendet werden. Hr. Dr. Uhland hat auf eine geschickte und umsichtige Weise in Anmerkungen diejenigen Stellen der Nibelungen angeführt, die dem französischen Gedichte entsprechend, oder auch oft gleichlautend sind. Wenn auch dadurch auf keine Weise bewiesen wird, daß das Nibelungenlied auf irgend eine Weise durch eine französische Bearbeitung gegangen wäre, so wird doch dadurch klar, daß sowohl das Nibelungenlied als auch die französischen Dichtungen auf eine Grundform sich beziehen, die in den allerältesten Dichtungen und Sagen, die für uns verloren gegangen sind, lag, und daß diese Form, da die Nibelungen gewiß rein deutschen Ursprungs sind, (nur mit einer bedeutenden Mischung Nordischer Sage, die aber ja auch Deutschen Ursprungs), auch der Französischen Dichtkunst ein solcher deutscher Kern zum Grunde liegt, und daß die späteren Jahrhunderte in Deutschland, welche die Thaten Karls des Großen aus dem Französischen nahmen, gewissermassen nur ihr altes Eigenthum sich wieder zueigneten.

Zur Geschichte alter Schwerdter, von deren Schmiedung und Kraft die alten Dichtungen so gerne sprechen, finden wir S. 135 eine merkwürdige Stelle, die wir hier nicht übergehen wollen. Als Olivier sein gutes Schwerdt zerbrochen, holt der Jude Joachim, der Olivier schon früher gerüstet, ein vielberühmtes, das er über hundert Jahre aufgehoben. Dem Kaiser Closamont von Rom gehörte es. In der großen Schlacht, wo ihn Maucou von Valfonden ermordete, fiel er mit zerspaltenem Haupte zur Erde, und aus der Scheide schloß ihm das Schwerdt. Im hohen Grase blieb es lie-

gen, bis Mäher es dadurch fanden, daß es eine Sense durchschnitt. Die brachten es dem Römischen Apostel, der daran geschrieben fand, es heiße Altecler, und sey in Rom geschmiedet von Munificans, der ein großer Meister war. Pipin von Frankreich erhielt es in Rom, von dem der Herzog von Beuron, und von diesem der Jude. Wir bitten diese Stelle mit der in einer nächst folgenden Beurtheilung der Wilkina- und Niflunga-Saga, (übers. durch v. d. Hagen) Bd. I. über berühmte Schwerter, wo auch Hauteclairer erwähnt wird, zu vergleichen, worin aus andern Werken richtigere Nachweisungen sich finden.

Die Stelle S. 147:

Wind will ich machen, daß euch kühler werd',
Bis zu der Stunde, da die Kraft euch kehrt,

erinnert an viele Stellen der Nibelungen, in denen die Recken nach heißen Kämpfen ihre Panzer an der Luft kühl werden lassen. Mit vieler Kunst ist die Trennung der kämpfenden Ritter bewirkt, da man nicht einsieht, wie sie, die beyde mit den Willen kämpfen, daß einer bleiben muß, auseinander scheiden sollen. Der fromme Glaube läßt sie durch einen Engel trennen und versöhnen. Möchte uns doch Hr. Uhland noch mit mehreren Nachrichten beschenken. — *Epigramme des Platon*, aus dem Griechischen von Varnhagen u. s. w. Den Schlufs machen zwey Beurtheilungen von Göthe's Leben Thl. 2, und Löst's Clorinde.

Deutscher Dichterwald. Von Justinus Kerner, Friedrich Baron de la Motte Fouqué, Ludwig Uhland und andern. Tübingen in der J. F. Heerbrandt'schen Buchhandlung. 1813. 248 S. 8.

Es ist kein geringes Glück für den Recensenten, dem die Beurtheilung dieses deutschen Dichterwalds zufiel, daß er die Gewohnheit, die Feder im Schreiben anzubeissen, nicht an sich hat, daß er mehr als das letzte Blatt dieser sehr geehrten Literaturzeitung, überhaupt gar vielerley zugleich, im Kopfe hat, bey einer übrigens gar nicht dünnen Gestalt der Schläfrigkeit, selbst bey dem Lesen narkotischer Gedichte, nicht leicht anheim fällt, endlich daß er diese Recension selbst an einem noch haltbarem Pulte fertigt; denn so kann er nachstehenden, etwas zu energischen Ausbruch der Begeisterung Herrn Justinus Kerners:

Daß ein stumpfer Recensente,
Welcher nichts im Kopfe hat,
Als das neueste Zeitungsblatt,
Daß uns der bekritteln könnte!

Der mit abgebißner Feder
An dem morschen Pulte sitzt,
Das Papier halb schlafend ritzt,
Solch ein Bild von Holz und Leder —

nicht auf sich beziehen, und bleibt, durch solche Stachelpfeile weder gereizt noch verwundet, in der gehörigen Unparteylichkeit. Dennoch aber kann er sich mit der gereimten Meinung Herrn *Kerners*, ist sie gleich durch die Aufnahme in die Sammlung von sämtlichen Mitsammelnden bekräftigt, nicht vereinigen, das den Liedern, Romanzen und andern süßen Gesängen, welche er und seine Freunde in ihrer Unschuld der Natur darbrachten, ein Unrecht wiederfahre, wenn die Kritik sie ein wenig beleuchtet, um zu erfahren, welchen Geistes Kinder sie doch eigentlich seyn möchten: insofern nämlich alles Leben der Erde, der Überschauung des Menschen, der dieses Leben mitlebt, anheimfällt, wird auch das dichterische Leben und dessen Produkt, die Dichtung, dieser Überschauung anheimfallen müssen. Übrigens hatte Rec., bey der schon bemerkten Unparteylichkeit, in der er sich glücklicher Weise befindet, an diesen, im Ganzen auf wahre Naturempfindung gegründeten Gedichten so verschiedener Sänger ein um so größeres Vergnügen, je seltner auch hent zu Tage noch unsere Musensöhne der Natur zu folgen pflegen, sondern vielmehr nur eigenwillige Laune zu Rathe ziehen. Wir gestehen sogar, das, obgleich Hrn. *Kerner* obige Grobheit, und ein laut verkündeter böser Wille gegen unsern Beruf zur Last fällt, und obgleich ihm pag. 227 in dem Kindermärchen *Goldener* das Unglück wiederfuhr, Albernheit für Naivität zu halten, wir doch seine übrigen, und seines Freundes, Hrn. *Uhlands* Gedichte für die vorzüglichsten dieser Sammlung erkennen, der wir ein recht frohes Gedeihen wünschen.

Nimmermehr wird die deutsche Dichtkunst aus dem Wuste der Gelehrsamkeit, der sie niederdrückt, oder den sie sich vielmehr selbst immer wieder nur in veränderter Gestalt aufbürdet, sich zu freyem Leben emporarbeiten, wenn sie nicht einsieht, das sie diese falschen Güter verlassen, und ihren Reichthum vielmehr aus der nie versiegenden Quelle der Schönheit des nationalen Lebens schöpfen müsse. Gegenwärtige deutsche Lieder, welche beynahe nirgends sich des vaterländischen Bodens, der sie erzeugte, rühmen, sind aber durchgehends nur aus nationalen Gefühlen

aufgekeimt. Die ehrwürdige Einfachheit ursprünglich deutscher Gesinnung ist in diesen unbefangenen Liedern nicht, wie wir jetzt noch häufig erfahren, nachgeäfft, sondern wahrhaft wiedergeboren, und wenn sich in der grossen Menge, des in diesem Sinne gesammelten, einiges unechte einschlich, so ziemt es sich doch, wie uns dünkt, dem Geiste des Ganzen zu Ehren, von diesem Wenigen zu schweigen.

Philosophie.

Ueber Gesellschaft, Geselligkeit und Umgang. Von *Karl Friedrich Pockels*, Hofrath zu Braunschweig. Hannover 1813. bey den Brüdern *Hahn*. Erster Theil 384 S. Vorr. VIII. Zweyter Theil 334 S.

Der Zweck, den der Hr. Verfasser sich bey dem hier angezeigten Werke vorsetzte, ist nach dem eigenen Ausdrücke seiner Vorrede dieser: Die Maximen der Lebensklugheit und Lebensphilosophie aus dem jedesmaligen Charakter des Menschen und seinen Standverhältnissen zu deduciren, und dadurch das *Wie* und *Warum* der Maxime selbstanschaulicher und eindringlicher zu machen. Ein solches Werk der Lebensklugheit läuft schon durch die Art der behandelten Wissenschaft selbst Gefahr eine Lehre des vollständigsten Egoismus zu werden, immer aber sucht es den Leser oder Zögling, indem es ihn größtentheils auf die Schwächen der Menschen aufmerksam macht, anzuleiten, diese Schwächen als Mittel des eignen Fortkommens zu benützen, welches schon an und für sich auf die Demoralisirung des Zöglings hinföhret. Überdies aber sind wir der Meinung, und jeder Mann von Erfahrung wird uns beystimmen, das die so mannigfaltigen, durch die sonderbarsten Eigenthümlichkeiten des Lebens auf die verschiedenste Art modificirten Charaktere der Menschen sich nicht praktisch nutzbar und erschöpfend in Klassen und Rubriken einschachteln lassen, und das daher für ächte Lebensklugheit das Leben und die Selbst-Erfahrung einzig Lehrerin seyn könne. Dies alles bey gegenwärtigem Klugheitswerke in Erwägung gezogen, verhehlen wir nicht, das wir glauben: der Hr. Verf. hätte besser gethan, es ungeschrieben zu lassen.

Allgemeine Literaturzeitung.

N^{ro}. 58.

Freitag, den 22. July

1814.

C h e m i e.

Taschenbuch für Scheidekünstler und Apotheker auf das Jahr 1812, 1813, 1814. Herausgegeben von G. F. Bucholz. Weimar, bey Hoffmann. Mit Kupf. Duodez.

Der würdige Herausgeber fährt mit gewohnter Thätigkeit fort, durch dieses, schon seit seinem ersten Erscheinen, vortreffliche kleine periodische Werkchen für eine ziemlich ausgebreitete Klasse von Lesern, großen Nutzen zu stiften. Besonders ist es die ärmere Classe von Apothekergehülften, die ihm dafür vielen Dank zollen muß, und auch wirklich zollt. Doch möchte Rec. behaupten, daß es für einen Bucholz leicht seyn müßte, durch eine kleine Änderung in der Auswahl der Gegenstände die Nützlichkeit dieser Zeitschrift bedeutend zu erhöhen; eine Änderung, die noch dazu dem Plane des Werkes ganz angemessen wäre. Diese bestände darin, daß B. in der ersten, ohnehin auf eine sehr kleine Bogenzahl beschränkten Abtheilung (in welcher die eigenthümlichen Aufsätze enthalten sind), alle jene Abhandlungen wegliesse, welche rein chemisch sind, und mit Pharmazie in keiner, oder nur in sehr entfernter Beziehung stehen. Nach des Recn. Dafürhalten, ist der Herausgeber dazu sogar verpflichtet, und zwar aus einem doppelten Grunde. Einmal ist er einer der vorzüglichsten (auf dem Titel genannten) Mitarbeiter an *Schweiggers Journal für die Chemie und Physik*, und sollte daher, so viel er nur vermag, zur Verherrlichung dieses wichtigen periodischen Werkes beytragen; andererseits ist jenem Pharmazeuten, der sich einzig auf das vorliegende Taschenbuch beschränken muß — und deren Anzahl ist nicht klein — weit weniger daran gelegen, in einem kleinen Werkchen, wovon für ein ganzes Jahr nur wenige Bogen erscheinen, weitläufig erzählte Versuche über rein chemische Ge-

Siebentes Heft.

genstände, als vielmehr Erweiterungen seines besondern Faches zu finden. Für den eigentlichen Chemiker wird dieses Taschenbuch demungeachtet unentbehrlich bleiben, und somit bedarf es auch nicht einmal der Weglassung der Worte „für Scheidekünstler“ auf dem Titel.

Die Anordnung der Gegenstände ist in den vorliegenden drey Bändchen dieselbe geblieben, wie in den nächst vorhergehenden. Sie ist so zweckmässig und gut, daß sie nichts zu wünschen übrig läßt. Jeder Jahrgang hat nämlich vier Abtheilungen. Die erste enthält *pharmazeutisch-chemische, und rein chemische Abhandlungen*; in der zweyten liefert der Herausgeber eine gedrängte *Uebersicht der wichtigsten chemischen Entdeckungen der Zeit*; in der dritten Abtheilung findet der Leser die *vorzüglichsten neuen chemischen und pharmazeutischen Schriften angezeigt*; die vierte endlich enthält *verschiedene Anzeigen, Neuigkeiten und andere Notizen, welche Chemie und Pharmazie betreffen*. Natürlich sind es nur die Aufsätze der ersten Abtheilung, welche in diesen Blättern gewürdigt werden können.

Jahrgang 1812.

Dieser Jahrgang enthält folgende eigenthümliche Abhandlungen. 1) *Versuche zur Prüfung der Brugnatelli'schen und einiger anderen Vorschriften den Salpeteräther zu bereiten u. s. w. vom Herausgeber*. Die Resultate dieser etwas umständlich erzählten Versuche waren folgende: 1) die Brugnatellische Methode sey nicht praktisch anwendbar. 2) Die Voigt-Crellische Methode sey den übrigen vorzuziehen. 3) Das Salpetergas wird vom Alkohol nicht eingesogen, wohl aber 4) die salpetrige Säure, welche sich damit zu Salpeteräther verbindet. Zu wünschen wäre gewesen, daß der Verf., besonders die zur Aufklärung der Theorie der Salpeterätherbildung angestellten Versuche etwas mehr vervielfältigt hätte. — 2) *Ueber die Reinigung und Crystallisation des Honigs, von Prof. Völker*. — 3) *Anmerkungen über die Crystallisation des Zuckers und einiger andern süßen Stoffe*.

von Prof. Bernhadi. Eine sehr interessante Bestimmung der Krystallformen der genannten Substanzen, wie sie sich von dem in diesem Fache rühmlich bekannten Verf. erwarten liefs. Besser hätte jedoch dieser Aufsatz in dem Journal für Chemie und Physik seine Stelle gefunden, da er unstreitig einem grossen Theile der Leser des Taschenbuchs ganz unverständlich und mithin auch uninteressant ist. — 4) *Versuche zur Begründung eines vortheilhaften Verfahrens, Syrup und Zucker aus den blauen Pflaumen zu scheiden etc.*, vom Herausg. Die Versuche des Verfs. lehren, dafs uns wohl wenig Hoffnung bleibe, die Pflaumen mit Vortheil zur Zuckergewinnung anzuwenden, wenigstens so lange, als noch kein praktisches Mittel bekannt ist, die grosse Menge Schleim oder Cerasin zu beseitigen. — *Analyse des Aconitum medium Schraderi, welches am häufigsten statt des A. Napellus verbraucht wird*, vom Herausg. Der Herausgeber hat sich durch diese vortreflich durchgeführte Analyse, so wie durch die ihr vorangeschickten kurzen Beschreibungen der verschiedenen Arten von Aconitum, welche häufig mit einander verwechselt werden, vielen Anspruch auf den Dank seiner Leser erworben. Interessant ist die Beobachtung, dafs in der, durch Destillation des frischen Krautes im Wasserbade erhaltenen Flüssigkeit, ungeachtet ihres beifsenden und betäubenden Geruches, doch die Wirkungen der Pflanze keineswegs angetroffen werden, dafs mithin die Wirksamkeit in den festen Bestandtheilen ihren Sitz haben müsse. — 6) *Ueber die vortheilhafteste Bereitung des salzsauren Zinnoxiduls im Grossen*. Vom Herausg. Die Anwendung eines kupfernen Kessels und eines bleyhaltigen Zinnes zur Darstellung dieses, Manchem schwierig scheinenden Präparates, welche der Verf. vorschlägt, kann Rec. aus eigener Erfahrung als sehr vortheilhaft empfehlen. Die Anwendung eines kupfernen Gefässes zum Auflösen des Zinnes in Salzsäure, hat unter dem von dem Verf. angegebenen Vortheile der Unzerbrechlichkeit noch das vor gläsernen oder thönernen Gefässen voraus, dafs die Arbeit — unstreitig durch eintretende galvanische Wirkung unterstützt — in weit kürzerer Zeit beendigt ist. — 7) *Ueber die Anwendbarkeit der aus Pottasche und gemeinem Aezkalk bereiteten Aezlauge zum pharmazeutischen Gebrauch*. Vom Herausg. In einer Menge Aezlauge, welche 480 Gran trocknes Kali enthielt, und welche mit den gewöhnlichen unreinen Materialien bereitet worden war, fand B. nicht mehr als 1 Gran Kiesel und $\frac{1}{2}$ Gran thonerdehaltiges Eisenoxyd. — 8) *Ueber das Unbestimmte und Nachtheilige der gewöhnlichen Art der Bereitung des gewöhnlichen Liquoris ammonii acetici*. Vom Herausg. — 9) *Neue königl. preussische*

Verordnung, den Arsenikverkauf auf ärztliche Verordnung betreffend, nebst autorisirter Vorschrift zu einer officiellen Auflösung dieses Mittels, von OMR und Ritter Klaproth, mit Bemerkungen vom Herausg. Bekannt. Die officinell zu haltende Solutio arsenicalis enthält in einer Drachme $\frac{3}{4}$ Gran Arsenik. Rec. erlaubt sich die Frage, ob dem praktischen Arzte die Sache nicht erleichtert worden wäre, wenn man statt dieses unbequemen Verhältnisses, etwa das von $\frac{1}{2}$ Gran auf die Drachme Flüssigkeit vorgeschrieben hätte? — 10) *Noch eine sogenannte chemische Harmonika*. Vom Herausg. Ein rothglühender silberner Tiegel, in welchem sich eine schmelzende Masse befand, gab in einem messingnen Mörser gestellt, harmonika-ähnliche Töne, welche nach dem Verschwinden durch Anschlagen an den Mörser einige Male hervorgerufen werden konnten. — 11) *Bereitung eines neuen Pyrophors von Prof. Wurzer, mit einem Zusatz von Herausg.* Bekannt. — 12) *Erfahrungen über kohlenstoffsaures und schwefelsaures Zinnoxid, deren Reinigung von Eisenoxyd, und über die beste Prüfungsweise einer Flüssigkeit auf Kupfergehalt*. Von Schrader. Recensent hat Gelegenheit gehabt, an einem andern Orte in diesen Blättern von S's. Erfahrung Erwähnung zu thun. Dafs die Prüfung auf Kupfergehalt durch Ammoniak nicht genau genug sey, und dafs das blausaure Eisenkali sich dazu viel besser eigne, haben schon Mehre, unter andern Gehlen, früher gezeigt. Nach den Versuchen, welche Rec. darüber angestellt hat, ist dieses Reagens noch empfindlicher, als Gehlen angibt; es zeigt nämlich 1 Theil essigsäures Kupfer in 300,000 Theilen Wasser gelöst, noch deutlich an.

Jahrgang 1813.

Die eigenthümlichen Abhandlungen dieses Jahrgangs sind nachstehende: 1) *Chemische Analyse der Wurzel des gemeinen Engelsüfses*. V. Herausg. Musterhaft. Als sehr wichtiges Resultat dieser Analyse geht hervor, dafs die Engelsüfswurzel zum arzneylischen Gebrauche, nicht wie das gewöhnlich geschieht, in der Abkochung, sondern in Pulverform gegeben werden müsse, wenn sie die grösstmögliche Wirkung äufsern soll, weil die vielen öligen und balsamischen Theile das Eindringen des siedenden Wassers verhindern. — 2) *Neuere Versuche, deren Resultate aufs Neue den Satz bestätigen, dafs reine Essigsäure und Alkohol sich nicht, oder doch nur höchst schwer, dagegen durch die Beyhülfe eines geringen Antheils Schwefelsäure sehr leicht mit einander zum Essigäther vereinigen*. Vom Herausg. — 3) *Beschreibung einer bessern und wohlfeilern Bereitungsart der Medicinalseife und deren Reinigung von Aezkali und Erklärung des Vorgangs bey letzterer*. Vom Herausg. Da die Darstellung des Äznatrons kost-

spielig und schwierig ist, so verdient der Verf. allen Dank, daß er das gewöhnliche Verfahren der Seifensieder, Kaliseife durch Kochsalz in Natronseife umzuwandeln, auch zur Bereitung der reinen Medicinalseife mit Sicherheit anwenden lehrt. Um etwa anhängendes freyes Äznatron von der Seife wegzubringen, behandelt B. dieselbe mit Kochsalzlösung, welche das Äznatron wegnimmt, ohne sich, wie bekannt, mit der Seife selbst zu mengen. Bey der Angabe der Stärke der anzuwendenden Äzkalilösung verweist B. auf seine „*Theorie und Praxis der pharmazeutisch-chemischen Arbeiten*“. Rec. muß gestehen, daß er ein solches Verfahren nicht billigen kann. Nicht jeder Leser des Taschenbuches kann sich das angeführte Werk verschaffen, und es bedarf ja keines solchen Kunstgriffes, um den Werken eines Buchholz Käufer zu verschaffen. Hätte B. in dem vorliegenden Falle statt der Nachweisung gesagt: „eine Lauge von 1,33 Eigengewicht“, so war alles abgethan. — 4) *Neue Versuche, welche die Wichtigkeit des Lowitzischen Verfahrens, die Bernsteinsäure völlig ungefärbt darzustellen, darthun. Vom Herausg.* Der Verf. hat gefunden, daß 1 Theil gelb oder gelbgrau gefärbte Säure durch Kochen mit eben so viel Kohlenpulver, welches vom feinsten Staube befreyt ist, gänzlich entfärbt werden könne. Ist die Säure braun, so ist doppelt so viel Kohlenpulver zu demselben Zwecke erforderlich. Daß diese Reinigungsmethode sehr gut sey, hat Rec. mehrermale zu beobachten Gelegenheit gehabt, nur hat sie — besonders bey sehr unreiner Säure — das Unangenehme, daß die große Menge des anzuwendenden Kohlenpulvers eine bedeutende Menge Säure verschluckt, die nur schwierig gewaschen ist. Rec. hat, um dieß zu vermeiden, ein anderes Mittel, welches ihm sehr gut genügt, angewendet. In der Hoffnung, den Lesern dieser Blätter gefällig zu seyn, und eine nähere Prüfung desselben von Andern zu veranlassen, will er dasselbe hier kurz mittheilen. Es besteht in dem Waschen der unreinen Säure mit rectificirtem Terpentinöhl, welches das brandige Öhl wegnimmt, ohne auf die Säure selbst zu wirken. Durch nachmalige Auflösung in Wasser, einiges Kochen derselben, — im äußersten Falle mit Zusatz einer sehr geringen Menge Kohlenpulver, kann die Säure vollkommen weiß und geruchlos erhalten werden. — 5) *Verbesserte Vorschrift zu der vom Herausgeber in Trommsdorffs Journal der Pharmazie mitgetheilten Bereitungsart des überoxydirtsalzsäuren Kali. Vom Herausg.* — 6) *Ueber die Trommsdorff-Berzeliusische Ausscheidungsart der Phosphorsäure aus den Knochen. Vom Herausg.* — 7) *Ueber die ursprüngliche Vorschrift von Lowitz, den Schwefeläther von Wasser und Weingeist frey dar-*

zustellen. Vom Herausg. — 8) *Versuche zur Verbesserung des Kirchhof'schen Verfahrens den Stärkemehlzucker zuzubereiten; zur Begründung einer Theorie über dessen Bildung, und zur Untersuchung dessen (seiner) vorzüglichsten Eigenschaften. V. Herausgeber.* Diese ermüdend weitläufige Abhandlung, welche allein den dritten Theil des Raumes, der für eigenthümliche Aufsätze bestimmt ist, füllt, enthält eine Menge gelungener und mißlungener Versuche, die für den größten Theil der Pharmazeuten von gar keinem Interesse seyn können, und viel schicklicher anderswo, etwa in Schweigger's Journal, eine Aufnahme finden konnten. — 9) *Versuch, die Wasserzerlegung und Hydrothionsäurebildung durch die Schwefelalkalien auf eine dem jetzigen Zustande der Chemie angemessene Art zu erklären. Vom Herausg.* Der Verf. nimmt an, daß bey der Bereitung der sogenannten Schwefelalkalien ein Theil Schwefel dazu verwendet werde, um das Alkali ganz oder zum Theil zu desoxydiren, während der übrige Schwefel nun mit dem Alkalimetalle oder Metalloxydul in Verbindung tritt. Unstreitig ist diese Erklärung in mancher Hinsicht genügender als die Berthollet'sche, nach welcher sich schlechterdings nicht begreifen läßt, wo das viele Oxygen des zersetzten Wassers hinkommen sollte. Daß aber Davy durch unmittelbare Verbindung von Kalium und Schwefel ein Produkt erhielt, welches von dem gewöhnlichen Schwefelkali verschieden war, läßt denn doch bey der Buchholzischen Ansicht noch Einiges zu wünschen übrig. Ohne Zweifel spielt das in den Alkalihydraten sowohl, als auch in den kohlen-säuren Alkalien — welche häufiger zur Schwefelalkalibereitung angewendet werden — vorhandene Wasser eine wichtige, nicht außer Acht zu lassende Rolle, worüber freylich erst Versuche, etwa mit durch Verbrennen von Kalium gebildetem Kali, entscheiden müssen. — 10) *Versuch einer Erklärung des Vorgangs bey dem Behandeln der Alkalien in glühendem Fluße im Silbertiegel und der damit verbundenen Auflösung eines Theiles Silber in denselben. Vom Herausg.* Der Verfasser erklärt das Angegriffenwerden silberner Gefäße bey dem Schmelzen von Alkalien in denselben, durch Desoxydation eines kleinen Antheils Alkali. — 11) *Merkwürdige Erfahrungen, gemacht bey der Destillation der rauchenden Salpetersäure. V. Herausg.* Diese Erfahrungen sind: daß sich bey der Ausscheidung der Salpetersäure durch Nordhäuser Vitriolöhl eine große Menge Sauerstoffgas entwickle, daß dieß aber nicht der Fall sey, sondern daß vielmehr, unter heftigem Aufschäumen der Masse, wodurch die Destillation beynabe unmöglich gemacht wird, eine Menge Stickgas gewonnen werde, wenn man eine Nordhäuser Schwefel-

säure anwendet, die vorher mit Salpetersäure gekocht worden ist. Was die letztere Erfahrung betrifft, so ist sie allerdings interessant, und hat bekanntlich zu den schönen Versuchen geführt, welche Döbereiner in Schweiggers Journal über das Verhalten der Schwefelsäure zur Salpetersäure bekannt gemacht hat. Auffallend ist es aber, daß weder Bucholz noch Trommsdorff — welchem B. seine Erfahrungen mittheilte — Kenntniß von dem erstern Umstande hatten, da wenigstens dem Recn. dieß schon seit vielen Jahren als etwas ganz gemeines bekannt ist, und von ihm häufig benützt wird, um Sauerstoffgas auf eine wohlfeile Weise, als Nebenprodukt zu gewinnen. Hätte sich B. die Mühe genommen, Dörfurts Apothekerbuch (Bd. 2 S. 161), oder Thomsons Chemie (Riffaults Übers. Bd. 3 S. 85) nachzuschlagen, so würde er das Gesagte bestätigt gefunden haben. — 12) *Neue Versuche zur Kenntniß der Mischung des Salpeteräthers etc. Vom Herausgeber.* Sie bestätigen die im Jahrgang f. 1812 aufgestellten, und bereits erwähnten Behauptungen. —

Jahrgang 1814.

Nachstehende eigenthümliche Abhandlungen befinden sich in dem dießjährigen Jahrgange. — 1) *Analyse des Cassienzimmt.* Vom Herausg. Vortreflich. — 2) *Verbessertes Verfahren bey Entwicklung der oxygenirten Salzsäure zum Behuf der Räucherung.* Vom Herausg. Die Verbesserung besteht in dem Befeuchten des Gemenges aus Kochsalz und Manganoxyd, mit wenigem Wasser, und in der Anwendung konzentrirter Schwefelsäure. Unstreitig ist dieses Verfahren sehr zweckmässig, und den erstern Handgriff befolgt Rec. überhaupt immer bey Bereitung der oxydirten Salzsäure; nur scheint der Verf. den Grund, warum das Befeuchten nützlich sey, etwas weit zu suchen, wenn er glaubt, daß dieses Wasser zum dunstförmigen Bestehen, und zur Entbindung der oxydirten Salzsäure nöthig sey. Davy's u. A. Versuche beweisen doch ausdrücklich, daß die oxydirte Salzsäure ohne Wasser bestehen kann, und daß die konzentrierteste Schwefelsäure immer noch Wasser genug enthält, um die Zersetzung des Kochsalzes möglich zu machen. Den Beobachtungen des Recn. zufolge wirkt das Befeuchten weit einfacher, nämlich durch Erhöhung der Kapillaranziehung und durch Verhinderung der Entstehung einer Krystallrinde von schwefelsaurem Natron. — 3) *Beobachtungen und Versuche über die Untauglichkeit mancher Schwefelsäure zur Aetherbildung.* Vom Herausg. In mehreren Versuchen, die der Verf. jedoch wie gewöhnlich mit großer Umständlichkeit erzählt, hat er bey Befolgung des gewöhnlichen Verfahrens keinen, oder nur sehr wenig Äther erhalten; allerdings eine sehr merkwürdige Erscheinung, durch

deren fernere Verfolgung und die Ausmittlung ihrer Ursache, der Verf. sich sehr verdient machen wird. — 4) *Untersuchung des Arragons, vorzüglich rücksichtlich des Gehaltes an kohlenstoffsäurem Strontion, welchen Stromeyer will gefunden haben.* Vom Herausg. In zwey verschiedenen Arten von Arragon, wovon einer von Stromeyer selbst herührte, konnte B. weder nach der Stromeyerschen Methode, noch nach einer ihm selbst eigenthümlichen, die sich auf die sehr verschiedene Löslichkeit des Kalks und Strontions in Wasser gründet — Strontion auffinden. Er schließt daraus, daß wenn auch Sts. Angabe nicht bezweifelt werden könne, es doch auch Arragone ohne Strontiongehalt geben müsse. Die Scheidung des Strontions von Kalk nach Sts. Methode, hat aber doch eigene, noch nicht gehörig ausgemittelte Schwierigkeiten, und darum wäre es wohl der Mühe werth gewesen, die Versuche zu vervielfältigen. Ob sich nicht vielleicht auf den Umstand, daß arsensaurer Strontion, den — freylich etwas unvollständigen — Angaben von Trommsdorff (in seinem Journal der Pharmazie Bd. 5. St. 2 S. 120) zufolge, in Wasser löslich seyn soll, eine bequemere Scheidungsmethode gründen ließe? — Daß übrigens dieser Aufsatz weit schicklicher in das Journal f. Ch. u. Ph. als in das Taschenbuch gehörte, sieht man leicht ein. — 5) *Merkwürdiges Verhalten der arsenigten Säure (weisser Arsenik) bey dem Reiben mit trockenem krystallisirtem kohlenstoffsäurem Natron etc.* Vom Herausg. Eine Beobachtung seines Gehülfs gab dem Verf. Veranlassung, das Verhalten der genannten Körper näher zu untersuchen. Er fand, daß beyde trocken zusammen gerieben, sich ohne Aufbrausen, zu einer Flüssigkeit verbinden. — 6) *Ueber die Tauglichkeit oder Untauglichkeit verschiedener Reagentien, die man früher zur Entdeckung des Arsens in und aus damit vergifteten Körpern vorgeschlagen hat, und über ein bis jetzt noch unbeachtetes eigenes Verhalten des mineralischen Chamäleons; nebst Mittheilung der neuesten Methode Roloffs, den Arsenik aus den damit vergifteten Körpern darzustellen.* V. Herausg. Das nenn'ich mir doch eine Überschrift! — B. hat Roloffs Versuche über diesen Gegenstand — welche wir als unsern Lesern aus Schweiggers Journal bekannt voraussetzen dürfen — größtentheils richtig befunden, nur widerlegt er die Behauptung des Letztern: „daß man sich zur Bereitung des Hydrothionwassers, welches zur Prüfung auf Arsenik bestimmt ist, keines mittelst kohlen-sauren Kalks dargestellten Schwefelkalks bedienen dürfe“, und, wie Rec. aus Erfahrung weiß, darin behält Bucholz Recht. Daß B. übrigens Roloffs Ausmittlungsmethode des Arsens umständlich angibt, können wir nicht tadeln, da vielen, denen Rs.

Aufsatz nicht anders woher bekannt ist, dergleichen Arbeiten vorkommen können. — 7) *Ueber die Bereitung des Silberglättplasters mit Schweinefett, nebst Vorschlägen zur Vervollkommnung der Vorschrift dazu.* Vom Herausg. 3 Theile Glätte gegen 4 Theile Fett geben ein sehr gutes Pflaster. — 8) *Beobachtungen und Versuche über die Veränderungen, welche das nach Trommsdorffs Vorschrift bereitete Bleycerat bey dem Aufbewahren erleidet; nebst einer daraus abgeleiteten Vorschrift zur Verbesserung dieses Präparates.* Vom Herausg. — 9) *Mittheilung eines unglücklichen Vorgangs bey Bereitung der sogenannten scharfen Spießglanztinctur u. s. w.* Vom Herausg. Bey dem Eintragen eines Gemenges aus Spießglanzmetall und Salpeter in einen glühenden Tiegel, wobey — wahrscheinlich durch irgend ein fehlerhaftes Verfahren — nur ein geringes Verpuffen Statt fand, wurde bey fernem Zusatze von etwas gepulvertem Metall die ganze Masse plötzlich unter einer heftigen Explosion aus dem Tiegel herausgeschleudert, wodurch der junge Arbeiter ein Auge verlor. — 10) *Ueber eine verbesserte Anwendungsart der Schwefelsäure bey den chemischen Feuerzeugen mit überoxydirtsalzsaurem Kali.* Von Dr. Wagemann. Diese sehr zweckmässige Verbesserung besteht in der Anwendung von mit concentrirter Schwefelsäure befeuchtetem Asbest, statt der bisher üblichen flüssigen Säure. — 11) *Ueber die größern Vorzüge der Aufgüsse vor dem Absieden bey der medicinischen Anwendung.* Vom Apoth. Röber. Eine Beobachtung, die alle Aufmerksamkeit der ausübenden Ärzte verdient. —

Schließlich stimmen wir gerne in den Wunsch des verdienstvollen Herausgebers mit ein, daß dieser Almanach sich noch viele Decennien aufrecht erhalten, und sich vieler Leser zu erfreuen haben möge, da wir überzeugt sind, daß der wackere deutsche Herausgeber keine Mühe scheuen wird, um den bisherigen gerechten Ruhm, Nutzen gestiftet zu haben, zu bewahren. — 5 —

Nordische Dichtkunst.

Nordische Heldenromane. Übersetzt durch Friedrich Heinr. von der Hagen. Erstes Bändchen.

Auch unter dem Titel:

Wilkina- und Niflunga-Saga, oder Dietrich von Bern und die Nibelungen. Übersetzt durch Friedrich Heinrich von der Hagen. Erstes Bändchen. Breslau 1814. bey Joseph Max u. Comp. Duodez. Vorr. XII, 392 S.

Möchte es auf einer Seite erscheinen, als wenn der Verf. unser deutsches Heldengedicht, die Krone

alles dessen, was bis jetzt die neu eröffnete Fundgrube der altdeutschen Literatur uns gegeben hat, seit einiger Zeit etwas vernachlässigte, wenigstens zurücksetzte, da er seit 1810, in welchem Jahre er die Urschrift herausgab, nichts für diese Urschrift öffentlich durch den Druck gewirkt hat, und möchte er darin einigen Vorwürfen nicht entgegen können, da zu diesem ächt deutschen Heldengedichte noch eine schon längst versprochene große Einleitung, den gesammten Sagenkreis begreifend, und ein umfassendes Wörterbuch gehört, so trifft ihn anderer Seits dieser Tadel weniger, wenn man betrachtet, was er für den gesammten Sagenkreis gethan hat, der den Völkern deutschen Urstammes zusammen angehört, und hier hat denn die vorliegende Arbeit einen ganz besonders dankenswürdigen und auf jegliche Weise vorzüglichen Werth; denn sie gibt uns ein großes Heldenbuch aller Deutschen Volksstämme, von der Lombardie an bis zum fernsten Norden sich im Tummelplatze der Thaten erstreckend und alles mit einem gemeinsamen Bande umschlingend.

Alles, was wir im Deutschen noch von jenen alten Sagen des deutschen Volks haben, alle einzelne Lieder und Verherrlichungen früher Helden sind nur als zerstreute Glieder eines großen, umfassenden Heldenbuches anzusehen, das jene Helden einst mit einander verband. Ob ein solches einst wirklich da war, oder nicht jeglicher Theil sich von frühster Zeit an abgesondert bildete, und ein Dichter nach dem andern denselben Stoff wieder aufnahm und von neuem sang, so daß alle diese Gesänge nicht Werke einzelner Dichter, sondern ganzer Jahrhunderte, des ganzen Volks sind, dieß wird wohl sobald nicht mit Klarheit ausgemacht werden können, und letzteres ist wohl gewisser als ersteres.

Von der Hagen versuchte schon vor einigen Jahren alle jene alten Heldensagen, die in Deutschland in frühesten Zeiten gesungen worden, und deren Schluß die Nibelungen sind, zu verbinden, indem er, einen alten Namen behaltend, der aber nur über einen beschränkten Theil des großen Sagenkreises geht, den ersten Band eines Heldenbuches herausgab; hier erhalten wir nun ein Altnordisches-deutsches Heldenbuch, das schon in früher Zeit jene Sagen verband. Die Wilkinasaga ward, nach eigenem Eingeständniß des alten Sammlers, aus deutschen Liedern und Sagen genommen, in welche ältere Nordische Sagen von denselben Gegenständen, andere eigenthümlich Nordische und sogar Slawische Sagen verweht wurden, so, daß dieß Heldenbuch beynahe als ein Heldenbuch gesammter europäischer Völker zu betrachten ist. Im dreizehnten Jahrhundert, als die Verbin-

dung mit dem Norden durch die Hanse am stärksten und mittheilendsten war, ward dieß Buch von einem Unbekannten, vermuthlich in Norwegen, zusammen getragen, der sich ausdrücklich auf Überlieferungen und Denkmale in den drey Hansestädten *Bremen*, *Münster* und *Söst* beruft. Die Nordische Abkunft oder der Durchgang durch den Norden zeigt sich in allen, wenigstens ist allen der Stempel Nordischer Denkungsart aufgedrückt, und so hat das Ganze, aus so verschiedenartigen Theilen es auch zusammengesetzt ist, eine gleiche Haltung, eine tiefgegründete Übereinstimmung bekommen, und nur in dem Sprunge der Sage, in dem Mißverhältniß oder der falschen Anwendung der Erdkunde blicken die verschiedenen Sagen dieser und jener Gegend hervor. Vieles ist gar nicht örtlich mehr zu bestimmen, es ist aus allgemeinen Ursachen geschöpft, die wir beynabe bey allen Völkern, mehr oder minder klar und deutlich, wieder finden, und wenn schon die übereinstimmenden Töne der Sprache oder einzelne Worte der verschiedensten und weit getrenntesten Völker zu großen Forschungen reitzen, so gewiß noch mehr diese gemeinsame uranfängliche Geschichte, welche uns die Sagen aufbewahrt haben. Je mehr dieß letzte gerade den Forschungsgeist in der letzten Zeit gereizt hat, um so größere Entwicklungen und Enthüllungen haben wir zu erwarten.

Ein nordischer König, Wilkinns, den die deutschen Sagen nicht kennen, gab dem Ganzen den Namen. Dietrich von Bern, der Hauptheld der deutschen Sagen, ist auch hier der Mittelpunkt des Ganzen. Mit seinen Ahnen und ersten Thaten beginnt es; die darauf folgenden Geschichten anderer einzelner Helden ziehen sich von allen Seiten zu ihm hin, um sich mit ihm zu messen und in seiner Heldengesellschaft einzutreten, bis die zwölf Gesellen beysammen sind. Dann kommen gemeinsame Kämpfe mit den zwölf Helden, Isungs, Dietrichs Flucht vor seinem Oheim Ermenrich zu König Attila, Kriege bey diesem, unglücklicher Versuch der Rückkehr nach Bern, die furchtbare Nibelungen Schlacht (dieß in der Niflunga-Saga, welche der dritte Band enthalten wird), und darauf Dietrichs und Hildebrands einsame Heimkehr, Dietrichs Erhebung zum Römischen Kaiser, und endlich beyder Übergang zum Christenthume.

„So höchst wichtig — sagt der Übersetzer in der Vorrede — dieses ganze Buch also für die Geschichte unserer Dichtkunst ist, so reizend und ergötzlich ist es auch an sich, durch ganz neue und wunderbare Heldensagen und Liebesmärchen, durch vielfache Anklänge an bekannte und durch abweichende Erzählung und bedeutsame Verbindung derselben, und aller untereinander. Und

auch die Darstellung ist altvortrefflich, einfach, kräftig, aufrichtig, nicht etwa bloß auszugsweise, sondern ausführlich, häufig dramatisch, nach Art unsers alten, noch mehr des nordischen Heldengedichts; kurz, es ist ein in allerwege treffliches, unerschöpflich reiches Heldengedicht.“ Und dieser Ansicht wird gewiß ein jeder auf alle Weise beystimmen, der dieß durchaus treffliche Werk liest, dessen ungebundene Rede gewiß auch den Lesern, welche bisher die Übertragungen unserer alten Heldenlieder noch nicht ganz billigten, völlig genügen wird.

Die Urschrift selbst, welche Peringskiöld aus einer Pergament-Handschrift des vierzehnten Jahrhunderts zu Stockholm 1725 in Folio herausgab, ist getreu übersetzt, nicht etwa die dabey befindliche Schwedische oder Lateinische Übersetzung, die beyde mehr Umschreibung, und häufig zu berichtigen waren, sondern das Isländische selbst; mancherley alterthümliche Wörter, Wendungen und Bildungen sind beybehalten worden, aber nur sparsam, an schicklichen Stellen und immer erklären sie kurze Anmerkungen, so wie alles, was die Erdbeschreibung betrifft, welche die Saga sich selbst bildete, so viel wie möglich erklärt und erläutert ist. Nebst der Wilkina- und Niflunga-Saga will der Übersetzer auch die übrigen zu unserm deutschen Heldenkreis gehörigen Nordischen Saga's. übersetzt herausgeben, und darnach auch die besten eigenthümlichen Nordischen Saga's, vor allen die kühne Hervararsaga, dergleichen die bedeutendsten uns abgehenden Altdänischen Volksbücher, z. B. von Karl Magnus und Holger dem Dänen. Wir erinnern aber hierbey den Verf., ja nicht die Übersetzung der zuerst durch ihn bekannt gewordenen Edda-Lieder und der damit verbundenen Sagen, so wie der Kämpfer-Wiser zu weit hinaus zu setzen, dann aber mit dem vollen gesammelten Vorrathe und ganzer Kraft wieder zu unserm deutschen Heldengedichte zurückzukehren.

In vorliegender Übersetzung sind die einzelnen sich allmählig anfügenden Geschichten mit kurzen Überschriften abgetheilt, und zum Schlusse ist eine Übersicht derselben und Erläuterung durch Hinweisung auf etwanige andere Darstellungen versprochen. Diese erschien bis jetzt noch nicht, und es wird daher wohl nicht unzweckmässig seyn, das wir dasjenige, was uns davon vorliegt, hier erwähnen, und andere Betrachtungen, wie sie sich gelegentlich ergeben, einfügen.

I. *Samson* und *Hildeswid*.

Ritter Samson ist zu Salern geboren, beherrscht von einem Jarl (die Nordischen Namen der Würden, Jarl ist Unterkönig, gehen durch alle Länder der Saga), Rüdiger und Brunstein dessen Bruder.

Durch kühnen Muth erringt Samson die Tochter des Jarl, Hildeswid, und erzeugt mit ihr einen Sohn, Ermenrich, dem er zwölf der stärksten Burgen gibt, westwärts in Spanienland, und ihn zu einem Könige macht. Nachdem er den Jarl Eلسung von Bern überwunden und getödtet hat, gibt er dessen Tochter Odilia seinem mit einem Nebenweibe erzeugten Sohne Dietmar zur Gattinn, der nun König von Bern wird. Ermenrich übernimmt nach Samsons Tode dessen Reich, zieht gegen Rom, erobert den besten Theil des Römerreichs, den größten Theil des Reichs vom Griechischen Meere an, bis zu dem Gebirge im Norden, mit vielen Griechischen Inseln, und wird ein mächtiger Kaiser, von dem viel in den fernern Sagen vorkommt. Ein dritter Sohn Samsons, mit einer Frau geringerer Abkunft, hieß Ake; König Samson macht ihn zum Herzoge, und gibt ihm die Burg Fertilia, welche die Wälinger Fridsälü (in deutschen Sagen des Heldenbuches: Brisach) nennen; er war Harlungentrost benannt.

Deutsche Sagen weichen bedeutend ab. Samson und Hildeswid erinnern nur schwach an Hug-Dietrich im alten Heldenbuch, wie er die schöne Hildburg oder Hildegund, diese beyden Namen wechseln, welche ihr Vater zu Salneck (im Klange Salern sich nähernd), worunter Thessalonich, Salonichi gemeint ist, in einem festen Thurme vor jedem Freyer behüthet, entführt. Es ist dies Gedicht eines der herrlichsten und liebreichsten Stücke des Heldenbuches, und steht unstreitig weit höher, als die Saga von Samson. Man findet eine Auflösung in ungebundner Rede von Fr. Majer in den kl. Schriften Weimarischer Gelehrten Bd. I. Hugdietrichs Sohn Wolf-Dietrich, ist, wie Samson (der auch eines Dietmars Bruder-Sohn), Dietmars Vater, und Dietrichs von Bern Großvater. In den Kämpfeisern Thl. 4 Nro. 20 steht ein Lied, wie Ritter Samsing, auch Samson genannt, des Königs Schwester entführt, die ihm nachsetzenden Ritter erschlägt, dann auch vor den König reitet, und endlich in Königs Stamm kommt. Eine Übersetzung dieses Liedes und nähere Vergleichung durch v. d. Hagen steht schon in der Zeitschrift: Pantheon von Büsching und Kannegiesser, Berlin 1810. 3. Band. S. 71. Solche schimpfliche Zinsforderungen wie Kap. II. kommen oftmals wieder, auch im Tristan. (Buch der Liebe) Kap. 5. Der Verf. hat zwey alte Worte wieder eingeführt, die wohl die Einführung verdienen: Nothgestalt für Hilfsgefährte, und Häuptling für vornehmer Vasall.

II. Dietrich und Hildebrand.

Nur kurz spricht die Sage von Dietrichs Geburt. Sein Vater ist Dietmar, seine Mutter Odilia. Dietrichs Gestalt beschreibt uns die Sage als groß,

stark, doch war er kein Riese. „Sein Antlitz war lang und breit, er hatte wackere Augen und starke schwarze Braunen; sein Haar war lang und schön, wie klares Gold, und fiel überall in Locken; er hatte nie einen Bart, so ält er auch wurde; seine Schultern waren so dick wie ein Stamm und hart wie ein Stein; er hatte schöne und dabey starke Hände; um die Mitte war er schmal und wohl gewachsen, seine Hüften und Schenkel waren so stark, daß es allen ein Wunder dünkte; seine Füße waren schön und wohl gewachsen, seine Waden und Knöchel eben so stark, wie die eines Riesen. Seine Stärke war so groß, daß niemand sie ganz ermessen konnte, und er selber es kaum wußte; er war heiter und freundlich, milde und freygebig, so, daß er nichts sparte gegen seine Freunde, weder Gold, noch Silber, noch Kleinodien, noch auch sonst gegen niemand, der es begehrte.“ Wir verweisen hier auf die weitläufige Beschreibung von Theodorichs Gestalt und Sitten in des Sidonius Apollinaris (starb 482) epistol., welche damit zu vergleichen ist. Das Heldenbuch erzählt uns Dietrichs Geburt sehr wunderbar, welches die Wilkina-Saga (XVIII) auf Hagen überträgt. Wir werden Gelegenheit haben, mehr in der Folge von ihm beyzubringen, welches das hier nur kurz bemerkte ergänzen wird. — Herzog Erich in Venedig hatte zwey Söhne, Bertram und Reiginbald, welche nach ihm Herzoge wurden. Hildebrand war Reiginbalds Sohn. Er ist der treue Diener, den alle Sagen, deutscher und nordischer Erfindung, verherrlichen, kühn, mannhaft, ein trefflicher Rathgeber, milde und herablassend, ein wahrer Hort aller ritterlichen und menschlichen Tugenden. Er wird der erste Gefährte Dietrichs, angezogen von dem Rufe seiner Tapferkeit. Das Heldenbuch nennt ihn einen Enkel Berchtungs, Herzogs von Meran (in Tyrol), ein Sohn Herbrands, der von Wolf-Dietrich Garten (Garda, am Garda See) zum Lehen erhält.

III. Nagelring und Hildegrim.

Schwerdt und Helm, welche Dietrich gewinnt. Verlorne deutsche Lieder, wenigstens noch unbekannt, hat es vor diesem Abenteuer auch gegeben, das Gedicht vom Riesen Siegenot (S. Heldenbuch durch v. d. Hagen Bd. 1.) bezieht sich mehreremal auf dieselben. Dort findet man auch Dietrichs Helm Hildegrim genannt, so wie in Ecken Ausfahrt und im Laurin. Das Schwerdt Nagelring (herkommend von Nagel, abgeleitet von nagen und Ring, Panzer) kannte schon Heinrich von Veldeck, einer der allerersten Minnesinger (um 1186), der es V. 5665 seiner verdeutschten Aeneis mit andern merkwürdigen Schwertern, wie Eckensax und Minnung verbunden nennt:

Her sante ym ouch eyn gut swert,
 Das scharffer vnd harter was
 Denn der gute *veke sachs* (Eckensax),
 Nach (noch) dere (der) mere *myming*,
 Noch der gute *nagelring*,
 Noch *haltechlein* noch *durendart*.

Haltechlein ist wohl Hauteklair das Schwert des Olivier, Veters Karl des Großen, Durendart war das Schwert des Roland. Den Namen Albrich, denn so ist wohl der Name Alpris des Zwerges zu ändern, ist ein allgemeiner Name für künstliche, in Bergen wohnende, zierliche Arbeiten verfertiger, große Schätze behütende, listige, verrätherische und diebische Zwerge, Auszudeuten ist der Name durch *Alpen* (Berge) *reiche*. Mit ihm hängen also zusammen: Elberich, der Vater und Waffenschmied Setuits im Heldenbuche; Alberich, der Hüter des Nibelungen Hortes; Elbrian und Albrian in Ecken Ausfahrt (Str. 279—280); Malpriant, der eben den Hildegrim geschmiedet hat. Nicht weniger hängt damit auch späterhin der Dieb Elegast in dem holländischen Gedichte von Karl dem Großen zusammen, so wie Alegast bey Frauenlob; Elbegast im Titarel, und bey Reimar von Zweter in der Manessischen Sammlung II. 147., wo die Vatikanische Handschrift 350 für Angest auch Agez liest.

IV. Heime.

Hier finden wir zuerst Brunhilden erwähnt, die in das Leben des Helden Siegfried so bedeutend eintritt. Ihre Burg soll auf der Nordseite der Alpen gestanden und Segard geheissen haben. Ihr gehörte ein Gestütt voll schöner Pferde, das nun das Eigenthum des Studas war. Sein Sohn hieß auch Studas, welcher Name wohl auf das Gestütt deutet. In Rücksicht deutscher Sagen erinnert dieser Name an den Riesen Staudenus im Rosengarten zu Worms. Er überwand einen Lindwurm, der Heime hieß, und erhielt dadurch von den Wäringern (Normannen) den Namen Heime. Heime ist der boshafte und schlechteste Geselle Dietrichs, einem Gannelon unter den Helden Karls des Großen zu vergleichen. Heimlich und heimtückisch, so daß sein Name Heime dadurch bedeutsam wird. Sein Rofs heißt Rispa, welches im Nordischen einen Rifs, eine Spalte bedeutet, daher *raspeln* und das altdutsche *rispen*, kräuseln; seine Raschheit wird dadurch angedeutet.

Das Heldenbuch gibt Heime'n vier Ellenbogen. Heime, erst 16 Jahre alt, reitet zu Dietrich, der nur 12 Jahr alt, und kämpft mit ihm. Daran erinnert in deutschen Sagen die siebente Strophe in Alpharts Tode (Heldenbuch durch v. d. Hagen Bd. 1)

Du bestundest mich in Kindheit durch deinen Übermuth,
 Ich bezwang dich mit Gewalte.

Überhaupt ist Heime mit Wittich ein Hauptheld des eben genannten Gedichts und tritt recht in seiner eigentlichen Gemüthsstimmung auf. Von seinen und Wittichs Kämpfen, mit dem er auch in der Wilkinasaga häufig zusammen steht, kannte auch der Marner ein Lied (Maness. Saml. II. 176):

Der sibende wolde eteswas
 Heimen ald heren Wütchen sturn.

Spangenberg im Adelspiegel II. 275 sagt, daß Heime im Kloster zu Wiltan bey Inspruck begraben läge, wo ihm Erzherzog Siegmund von Österreich ein hölzernes gewappnetes Riesenbild setzen lassen. Dieses stand noch im Jahre 1808, und nach den gereimten Inschriften desselben von 1654, die sich selber aber uralte Nachrichten nennen, auch durch die handschriftliche Klosterchronik bestätigt werden, war *Heymon* ein Riese, wie Siegenot im Schloß Tyrol, den Dietrich von Bern bestritten, überwand den Riesen Thyrsus zu Seefeld und ward Christ, erbaute das Kloster Wiltan (das älteste in Tyrol) und erschlug einen Drachen, der ihn daran verhindern wollte, dessen Zunge auch sein Bild in der Hand hält; er starb 878.

Name und Zeit erinnern an den Vater der Heymons Kinder, so wie die Aufnahme in die Kirche und Legende an das Ende Wolfdietrichs, Reinolds und besonders des Walther von Aquitanien.

V. Wieland.

Hier treffen wir auf den König Wilkinus, der der ganzen Saga den Namen gab. Ältere schwedische Geschichtschreiber, z. B. Johannes Magnus, haben ihn durch den König Filimer erklärt, unter dem, nach Jornandes, die Gothen von Skandinavien sich auf dem festen Lande ausbreiteten. Was sie von ihm und seinem Sohne Nordian erzählen, gab ihnen die Wilkinasaga. Ihn meint auch wohl der Marner, wenn er in der oben angegebenen Stelle sagt:

Dem sehsten tete bas
 War kommen si der *Wilzen* diet (Volk).

Mit einem Meerweibe zeugt Wilkinus den Riesen Wade. Zauberische Meerweiber gehen durch alle Sagen der Vorwelt, von den Syrenen des Odysseus an, bis auf die Meerweiber in dem Edda Liede von Helgi Hiorwarths Sohn (Idunna und Hermode 1813. Nro. 23. 24.) und in den Nibelungen. Das Donauweibchen, die Nymphe des Brunnens bey Musäus und so viele Fluß- und Meernixen der Sagen und Märchen gehören ebenfalls her. Nicht minder geht durch alle Zeiten die Vermählung solcher Nixen mit Helden und Erdgebornen, wie alte Sagen in der tausend und einen Nacht, Melusina, der Staufenberger, bis auf eine der neuesten Undine, uns beweisen.

(Der Beschluss folgt.)

Allgemeine Literaturzeitung.

N^{ro.} 59.

Dienstag, den 26. July

1814.

Nordische Dichtkunst.

Nordische Heldenromane. Übersetzt durch *Friedr. Heinr. von der Hagen.* (Beschluß.)

Außer ihm hatte Wilkinus noch einen Sohn, Nordan, der vier Riesen zu Söhnen hatte, Widolf mit der Stangen, Aspilian, Aventrod und Edger. Wade's Sohn ist *Wieland*, späterhin hinkend gemacht, ein Schmidt, der wohl mit Vulkan nahe zusammenhängt, denn dieser gehörte schon zu den ältesten Samothrakischen Göttern, und alte Mythologen haben ihn schon von dem Tubalkain des Moses ableiten wollen. Vulkan will die Minerva bewältigen, Wieland schwächt die Tochter des Nidung wirklich, und entflieht dann wie Dädalus.

Wade bringt Wieland bey dem Schmidt Mimer in die Lehre; dort ist damals auch Siegfried. Dieser Mimer stammt wohl von dem Mimer, aus dessen Weisheitsbrunnen Odin einen Trunk mit einem Auge bezahlte (Edda, Fab. 14), und dessen abgehauenes Haupt ihm noch Weisheit verkündete (Edda Lieder S. 47. Volsunga Saga Kap. 29.) und ist einerley mit dem Mimer, der in Finnmarken wohnte, und ein starkmachendes Armband und das Schwert besaß, mit welchem allein Balder, der Sohn Odins (nach Suhm I. 192 des Sächsischen, um 300) getödtet werden konnte; wesswegen der dänische König Hother ihn überfiel, band und beydes abzwang, und darauf Baldern tödtete. Eine Wiederholung der älteren Sage von Balders Tode in der Edda Fab. 43. In Herm. Corneri Chron. bey Eccard wird dieß so erzählt, daß Hother in einem Walde in Schweden das Schwert Mymming gefunden habe; so wie Attila, wie Jornandes und Priscus erzählen, das Schwert des Mars fand, und damit die Welt eroberte.

Wade bringt ihn darauf zu Zwergen im Berge Kallova, im Heldenbuche Glockensachsen, den man in Niedersachsen suchen muß. Dort lernt Wieland die zierlichste Arbeit, tödtet die Zwerge,

Siebentes Heft.

und nimmt Werkzeuge und Schätze mit. Die Art, wie er sich und seine Schätze in den hohlen Baumstamm packt, vergleiche man mit dem Schiffe, welches Morolf (deutsche Gedichte des Mittelalters Bd. I. Salomon und Morolf V. 1822 ff.) zu verfertigen wußte, und in dem er auf dem Grunde des Meeres lebt.

Die Geschichte Wielands und die Schmiedung des Mymming ist eine der ergötzlichsten Erzählungen in der ganzen Wilkina-Saga und hängt mit älteren Sagen zusammen. Das 24. Kapitel gedenkt ausdrücklich nordischer Sagen von Wieland, dort *Wölund*, mit denselben Worten wie die Hrolf Kraka-Saga Kap. 4. Das Edda Lied von Wölund ist auch offenbar weit älter, und hat auf die Wilkin-Saga eingewirkt. Dieß erzählt: Wölund, Sohn des Finni, ein trefflicher Schmidt in Ulfdalen (Wolfsthal) wird von Nithut, König von Niari (jetzt Nerike) in Swithioth (Schweden) seines Geschmiedes beraubt, gelähmt, und auf das Eiland Sävarstad (am Veitur-See) gesetzt, worauf er Nithuths zwey Söhne, indem er sie in einen Kasten Kleinode schauen läßt, tödtet, ihr Gebein für ihn verarbeitet, seine Tochter Bauthvild, die ihm einen Ring auszubessern bringt, schwächt, und indem er alles entdeckt, davon flieht. Hiervon gibt auch eine kurze Erzählung Suhm's Dän. Geschichte, übers. von Gräter II. 12.

Der Wilkina-Saga näher erzählt die Vorrede zum Heldenbuche, wie Herzog Wieland, von zweyen Riesen vertrieben, zu König Elberich (das sind die Zwerge oben) kommt, sein Gesell und ein Schmidt in dem Berge zu Gloggensachsen wird, darnach zu König Hartwich gelangt, und mit dessen Tochter zwey Söhne erzeugt. Offenbar sind die zwey Riesen die Reufsen, welche in der Wilk. Saga (Kap. 18. 43.) Wielands Oheim Nordan unterworfen, und Hartwich (in der Straßburger Handschr. Hertuch) ist deren König Hertnit (einerley mit dem im Heldenbuche kurz vorher genannten König Hartung aus Reufsenland) und nur mit Nidung, dessen Sohn auch Otwin (Kap. 30) heißt,

verwechselt. Der Name *Nidung* ist bedeutsam und bedeutet einen *neidischen* bösen Mann, in dem alt-nordischen, altenglischen und altdeutschen. Späterhin wandelte sich dieser Name im deutschen in das Wort *Neidhard*. Wenn Reinmar von Zweter (Maess. Saml. II. 147) singt:

Unt riuwe und schande singent da vor ze prise,
Roub, mort, brant, *Nidunk* in *Sibchen* wise etc.

so meint er wohl nicht einen neidischen Menschen überhaupt, sondern die Sage vom Nidung. *Sibche* ist *Sibich* der Ungetreue, von dem weiter unten viel vorkommt. Die Kämpeviser nennen aus einer leichten Verwechslung, der Nibelungen Hort, Nidings Schatz.

Kap. 25. wird die Sage von dem Siegersteine als eine ganz allgemeine erzählt, und wirklich legte auch das ganze Alterthum Steinen und Kräutern eine heilige Kraft bey, welches schon tief hinauf geht. Vergl. Museum für Altd. Lit. II. 96. 97, wo dieser Stein *Mucros* oder auch *Gythyros* genannt wird. Albertus Magnus nennt ihn *Gagatronica*. Wielands schnelles Ross, *Schimung* genannt, gibt Odins Slepner an Schnelligkeit nicht viel nach.

Eigil, Wielands Bruder, wird auch im Edda Liede als Jäger und Schütze genannt. Die Wilk. Saga (Kap. 27) sagt, daß man ihn von seinem trefflichen Schiefsen „*Olrunar Eigil*“ (Eigil der Schütze) genannt habe, und so erkennt man darin den Namen seiner Geliebten *Aulrun*. Die Sage von Eigils Apfelschuß vom Haupte seines Kindes wiederholt sich im *Palnatoke*, *William* von *Cloudesly* und *Tell*.

Die Art, wie Wieland das Schwert *Mimmung* schmiedet und prüft (Kap. 25), hat auffallende Ähnlichkeit mit der, wie *Regin* für *Sigurd* den *Gram* schmiedet, in den Edda-Liedern, S. 58 und *Volsunga-Saga* Kap. 24., nur zerschlägt *Sigurd* das zu schwache Schwert zweymal auf dem *Ambos*, und prüft das dritte im Strom und spaltet damit den *Ambos*, wie Wieland den geharnischten *Amilias* durchschneidet. Ein Namenübergang zeigt sich auch hier: *Regin* dient auch, wie Wieland, bey einem König von *Thioda*, und *Regin* heist der Ritter, der diesem sein Werkzeug nimmt. Das Bild, wodurch dieses entdeckt wird, erinnert an ähnliche Geschichten neuerer Zeit.

Gar wunderbar ist die Verfahrungsart, mit der Wieland das Schwert schmiedet. Es heist davon so: „Wieland ging aber wieder (nachdem er schon ein tüchtiges Schwert geschmiedet) zur Schmiede, nahm eine Feile, und zerfeilte dieses Schwert zu eitel Staub, nahm dann die Feilspäne und schüttelte sie in Milch, mengte Mehl darein und knetete alles zusammen. Darauf nahm er Mastvögel, liefs sie drey Tage hungern, nahm dann den Teig

und gab ihn den Vögeln zu fressen, darnach nahm er den Vogelkoth, brachte ihn in die Esse und schmelzte und schied nun aus dem Eisen alles, was noch von Schlacken darinnen war, und daraus machte er wieder ein Schwert, welches kleiner war als das erste.“ Und so macht er es noch einmal; dann erst ist *Mimmung* fertig.

Dieser *Mimmung* ist eines der berühmtesten Schwerter, besonders durch Wielands Sohn *Wittich*. In dem Nordischen *Kenningor* der Schwerter wird es mit aufgeführt. *Veldek* nennt es (S. oben bey III.) und *Wittich* führt es unter andern auch im *Rosengartenlied* (Str. 296. 281. 403). Sonst wird Wielands Schmiedekunst auch der *Helm Ecke's* (Str. 91. von *Ecken* Ausfahrt), so wie der *Ringpanzer Walthers* (in dem *Lat. Ged. V. 96r*) beygelegt.

Auch in dem altenglischen Gedicht von *Rimnild* und *Horn* (in *Ritsons* Sammlung) wird ein Schwert *Bitterfer* (Eisenbeisser) ein Werk Wielands und ein Bruder, *Genofs*, Verwandter (*maki*, nordisch *maki*, Angelsächs. *maca*, altd. *mage*) *Mimmings* genannt. S. *Museum für altd. Lit. II. 309*, wo aber *J. Grimm*, in ihm oft eigene Mißverständnisse verwickelt, sogar noch einen *Schmidt Mimmung* herausklärt hat. Noch unglücklicher und blinder ist aber *W. Grimm* (*Studien* Bd. 4, S. 116) bey Erklärung einer Stelle von *Gottfrieds Tristan* (V. 16555) gewesen; wo es heist:

daz selbe hol was wilint e,
Uder der heidenischen e u. s. w.

Grimm will aus dem *wilint* den *Schmidt Wieland* herausfabeln, da es doch nichts als das Wort *wieland* (vordem) ist. *Ebend. V. 4812* ist

Und seite (sagte) uch daz, wie *rollan*

Vulkan, (Lesefehler für *vvlean*) der die Waffen des *Tristan* geschmiedet. Dagegen ist im *Fierabras* (Buch der Liebe von *Büsching* und v. d. *Hagen* Bd. 1. S. 158) der *Schmidt Galams*, der die drey berühmten Schwerter: *Flamberg*, *Reinarts* von *Montalban*, *Haiteklere*, *Oliviers* und *Joyeuse*, *Karls* des *Grosen*, schmiedet, kein anderer als unser *Wieland*. Die französische Urschrift (*Lyon. 1597. 4. p. 35.*) liest nämlich *Galand*, welches deutlich seinen Ursprung zeigt. Einen andern Namen enthält das Gedicht von *Viane* (S. *Beurth. der Musen 1812. Heft. 4. Wien. Lit. Zeit. 1814. Nr. 57.*) Merkwürdig ist noch dabey, daß *Galand* zwey Brüder hat, wie in dem *Edda* Liede, die auch *Schmiede* sind, von denen einer *Ainsiax* heist, der die drey Schwerter des *Fierabras* schmiedet, welcher Name gewifs nur ein Mißverständnis des Schwertes *Eckensax* (s. oben) ist.

In *Schonen* ist ein *Willans-Härad* (Gebiet) und

dort soll nach Vedel (in den Kämpevisern I. 5) Wieland einheimisch gewesen seyn. Peringskiold setzt (vor der Wilk. Sag.) hinzu, daß Wieland dort zwischen zwey Strömen begraben liege. Nach beyden führt diese Landschaft noch Wielands Wapen, Hammer und Zange, wie sein Sohn Wittich (Kap. 55 und Kämpevis. I. 5.)

Gleich wie Cacus den Herkules täuscht, so betriegt Wieland den König, als er dessen Söhne bey frisch gefallenem Schnee (Kap. 29) rücklings in die Schmiede löckt, und sie dann tödtet. Wie Wieland hier Rache nimmt, rächt auch Gndrune (Chriemhild) in den Edda Liedern S. 80. 89. und in der Volsunga Saga Kap. 47 den Tod ihrer Brüder, der Niflungen, an Atli (Etzel). Der Betrug mit der durchbohrten Blutblase ohne Verletzung des Leibes, spielt in mehreren Märchen eine Rolle. (S. Büschinge Erzählungen Bd. 1. S. 259. 264.)

VI. Wittich.

Ist der Sohn Wielands mit der Tochter Königs Nidung. Jorlandes gedenkt Gesänge der Gothen von ihrem Helden *Widicula*, und Friscus sah nahe bey Attila's Sitz den Ort, wo er durch List der Sarmaten gefallen war. Ein spätes Denkmal seines Todes erwähnt auch die Wilk. S. Kap. 513. Des Heldenbuchs Vorrede gibt dem Wieland 2 Söhne, Wittich und Wittich Owe, welches letztere aber bis jetzt noch nirgends aufgefunden ist, und wohl in einem Mißverständniß seinen Ursprung fand. Im Rosengartenliede sagt Wittich, „Wielands Kind“ (Str. 296) von sich selbst (St. 281).

Doch so bin ich hie elende (fremde).

und ist nicht rasch gegen die übrigen Helden von Bern, seine Gesellen (St. 287) noch mehr zu Ende des noch ungedruckten Rosengartenliedes, wo er schon zu Ermenrich zurückkehrt, und in Alpharts Tod wirklich Dietrichs Gegener wird, wie in der Wilk. Saga. Sein Rofs Schimming (Kap. 55), das mit Heime's Rispa und Dietrichs Falke von Einer Stute ist (Kap. 50), hat, nach dem ungedruckten Rosengartenliede, Dietrich in Wittichs Streit mit Amelolt, einem von Dietrichs Recken, bekommen (wie, ist nicht angegeben), und schenkt es Wittich, worüber Wolfhart neidisch wird. Im gedruckten Rosengartenliede dagegen (St. 288. 292) besitzt Wittich das Rofs Falke und tauscht mit Dietrich, der den Schimming hat. Auch der Mönch Hsan im ungedruckten Rosengartenliede ein Rofs, welches ein Bruder vom Schimming ist.

Wittichs Kampf mit den Räubern (Kap. 55) ist ganz wie Wolfdietrichs Streit mit 12 Schächern und Besiegung derselben. Die Räuber Studfuf und Sigestab erinnern an Heldennamen im Heldenbuche. Hornbog kommt nur noch in den Nibelungen (V. 538g) vor. Der Satz mit dem Rofse über den

Wisar (Weser) Strom, dessen Spuren man im Hufschlag des Pferdes auf den beyderseitigen Felsen noch heut zu Tage sehen kann, gibt uns eine neue Deutung des Rofstrapps auf dem Harze, nur hat die unbekanntere Bode der bekanntern, und in diesen Gedichten häufig vorkommenden Weser weichen müssen. (Vergl. Otmars Volkssagen S. 181 u. Büschings Sagen Bd. I. S. 516.) In Alpharts Tod, (Str. 255) erinnert Wittich Heimen daran, daß er ihm zu Mautaren (an der Donau) zu Hülfe gekommen (bey welcher Gelegenheit, sagt uns noch kein Gedicht). Hier (Kap. 37) verläßt er heimtückisch die Streitenden. Reinold (Kap. 38) findet sich auch im ungedruckten Rosengarten L. und in Alpharts Tod als Dietrichs Mann, von Mayland benannt, und ist auch wohl derselbe, der später für Ermenrich gegen ihn fechten muß.

VII. Eeke und Fasold.

Unter wichtigen Länder- und Orts-Namen, deren Anführung uns zu weit leiten würde, finden wir hier auch die Geschichte des Schwertes Eekensax, aber etwas verworren, indem es der Zwerg Alberich einmal schmiedet und dann wieder gestohlen und dem König Roseleif geschenkt hat, wie Wieland den Mimming auch den König Nidung vorenthält. Das Ganze deutet aber wieder auf Ottnit im alten Heldenbuche, dem sein Vater Elberich aus seinem Berge, unter andern von ihm geschmiedeten Waffen, auch das Schwert Rosse (vermuthlich von dem Nordischen Worte rosa (rühmen) benannt) bringt. In dem deutschen Liede von Eekens Ausfahrt zeigt sich ein ähnlicher Zusammenhang mit Ottnit, indem Eeke's Braut ihrem Geliebten Ottnits Panzer gibt (Str. 21. 22. 85. 195—96). So deutet auch die Sage wieder auf Seyfried hin, denn dieser gewinnt in der Wilk. S. (XVII) die Rüstung, welche Mimer für den König Hertnit von Holmgard (d. i. Rußland) geschmiedet hat (vergl. Kap. 45). Das Härten des Schwertes in einem weit zu suchenden Wasser, erinnert an die Quelle Karnakarrant im Titurel, die vermag, ein zerbrochenes Schwert wieder zu verbinden, worunter eigentlich auch wohl nur ein Härten gemeint ist. Eigen ist es, daß, wenn die Kraft der Helden erlahmt, so oft ihre Rosse, wie hier der Falke den Dietrich, sie vom gänzlichen Verderben und dem Untergange retten, und die Helden doch ihren Ruhm behaupten, da ja nicht ein anderer Kämpfer für sie eintrat, sondern ihr treu verbundener Gefährte, das Rofs, für sie kämpfte.

Die in dem deutschen Liede auf den Kampf mit Eeke noch folgenden Abenteuer Dietrichs mit dem verwundenden Apfel (Str. 517), und der künstlichen, nach ihm schlagenden Bildsäule (Str. 338), liegen von den Sagen des Heldenbuches fern ab, und sind wohl aus französischen und brittischen

Sagen, in denen wir solch Zauberwerk vom Klingsor, Merlin, Virgil oft finden, übergegangen.

Im Deutschen haben wir das Lied von Eckenausfahrt, welches uns diese Abentheuer erzählt. Erneut findet man es in v. d. Hagen's Heldenbuch und der Grundriß der altd. Lit. gibt S. 36 an, daß schon im 13. Jahrhundert eine Handschrift davon vorhanden war, so daß das Gedicht ein hohes Alterthum erreicht. Aber auch die Zeugnisse über dieses Gedicht sind mannigfaltig und sehr alt, so daß dessen hohes Alterthum und große Beliebtheit im Mittelalter ohne Zweifel sind, um so mehr, da es auch eins von den wenigen Gedichten ist, das im 15—16. Jahrhundert einzeln gedruckt erschien. An Anspielungen bemerken wir: Heinrich v. Veldek, wie schon oben bemerkt. Im Kriege auf der Wartburg (Man. Samml. II. 4) singt Hr. Biterolf:

Es were dem Berner genuoc gewesen do in herre *Esge* vant.

Goeli (M. S. II. 57) spricht aber wohl von einem ganz andern *Esge*, einem jungen, lustigen Burschen, einem flinken Tänzer, wie der wenige Zeilen vorher genannte *Esge*; dagegen meint ihn Konrad von Würzburg (ebd. II. 207), wenn er singt:

Sprach einer der von *Esge* sang

gewifs. So wie die Erwähnung in einem Minneliede (Adelung v. d. Vabik. St. II. 220) Meng man rumt sich *esgen* nun, Er hat ein hasen geungen. und ebd. (II. 146) in einem Gedicht vom Schachspiel. — Jansen Enekel in seinem Fürstenbuche (Rauchii script. rer Austr. I. 385) Wir haben dickche vernomen. Wie der Prenner (Berner) wer chomen Do er heren *Ekken* vant. Ottokar Horne (Pezii script. rer Austr. III. Kap. 311) — die drey kuniginne, Die den grosszen *Rekchen*, *Vasoldez* pruder, *Ekken*. Nach dem *Perner* sanden, und Hugo von Trimberg in seinem Renner (des alten Druckes Blatt 82. 109). So wie Hermann v. Sachsenheim in der Mörin (nach einer Handschrift v. 1794. 95.) Nu sehet, wie freidig ist der man, Als da der Berner Ecken erschlug. Hans Sachs in dem Trauerspiele vom hörnen Siegfried, das ganz auf das Gedicht sich bezieht, das im erneuerten Heldenbuche beginnt, Agricola in der Vorrede zu den Sprichwörtern, Fischart im Gorgantua und Pantagruel (Kap. 27.) Spangenberg im Adelspiegel (II. 172.) und Goldast (Paraenet. vet.) hatten gewifs das Gedicht im Andenken, als sie an den bezeichneten Orten von ihm sprachen. Die Ausbeute der Anspielungen ist ausnehmend reich und läßt sich gewifs noch um einige vermehren. Einen Auszug des Gedichts gibt auch die Vorrede des alten Heldenbuches, in dem die Andeutung so mancher einzelnen und im Deutschen verlorenen Mähre

und der Grundriß eines deutschen vollständigen Heldenbuches sich zeigt.

Das deutsche Gedicht stellt sich, durch eine Anspielung auf die Schlacht bey Ravenna, gegen das Ende der Thaten Dietrichs, welches aber gewifs falsch und hier in der Wilkina-Saga sein richtiger Ort ihm gegeben ist. Einige Ähnlichkeit hat noch das Abentheuer, wie Dietrich die schönen Königinnen zu Drachensfels besucht, mit der Befreyung Chriemhildens vom Drachensteine durch Siegfried. Das deutsche Lied hat zwar Köllen (auch an einigen Stellen *Jochrin*, unstreitig aus Agrippina verunstaltet) anstatt Drachensfels, aber in dem Trenkenburg (Trakenburg, Dracken-, Drachenburg), wohin (Nr. 55) Ecke, Dietrichen suchend, von Bern (Verona) kommt, findet sich wohl eine Spur. Von Drakenfels bey Bonn am Rhein, welches sonst auch den Namen Verona, eine nicht zu vernachlässigende Nachricht, gehabt haben soll), das hier in der Wilkina-Saga wohl gemeint ist, erzählt noch Quaden von Kinkelbach in seiner Herrlichkeit deutscher Nation (1609 S. 293), daß ein furchtbarer Drache dort gehauset, den ein griechischer Ritter erlegt und den Berg und das Land umher, sammt der Tochter des Quaden-Herzogs gewonnen habe. So sieht man deutlich wahrscheinliche geschichtliche Grundzüge in alte nähere und fernere Sagen verwoben und immer näher an sich gezogen; denn es ist das eigentliche Wesen der Sage, daß das, was ferne geschah, seinen Boden verläßt, auf dem es entstand und dem Lande des Sängers, seinen Umgebungen, näher rückt; denn tiefer ist der Eindruck dann bey den Hörern.

Diese ganze Sage gehört indessen wohl, wie die von Siegfried, an den Rhein hin, indem außer den bereits angeführten Benennungen der Orte auch noch die von Dietrich besiegtten Ritter dahin zielen: Helfrich von Lothringen (die Vorrede des alten Heldenbuchs weist ihm Bonn an), Ortwin von Mainz (Str. 65) nach den Nibelungen (V. 34) von Metz, und Dietrichs Fahrt (Str. 268) gen Metz.

Fasold, der an Pusold im Rosengartenliede erinnert, der dort von Wolfhart erschlagen wird, jagt im deutschen Liede noch eine Jungfrau mit seinen Hunden, gleich dem wilden Wanderer in dem Liede von Etzels Hofhaltung und wird, wegen seiner oftmaligen Untreue, von Dietrich erschlagen, weshalb dort auch das Abentheuer mit dem Elephanten, wobey das Rofs Falke seinem Herrn Dietrich, der dem Tode nahe, allein hilft, fehlt.

VIII. *Sintram*.

In dem Gedichte von Dietrichs und seiner Gesellen Kämpfen (Grundriß etc. S. 43) findet man ein gleiches Abentheuer, das aber Dietrich und Hildebrand bestehen, die einen Ritter aus dem Rachen eines Linddrachen, der ihn im Schläfe ver-

schluckt hat und noch lebend fortträgt, befreien. Dort heisst der Ritter Rentwin und ist ein Sohn Helerichs von Bonn (vergl. kurz vorher) und der Partolape, einer Tochter des Markgrafen v. Tuschan (Toskana). Hildebrand tödtet den Drachen, während Dietrich andere Würmer bekämpft. Auch dort ist er ein Blutsfreund Hildebrands, nehmlich seiner Muhme Sohn; in der Klage (V. 2432) ist er ein Herr zu Püten im Osterlande an der Ungermark.

IX. *Osandrix und Oda.*

König Wilkinus, den wir schon oben kennen gelernt haben, beginnt diese Sage, in welcher sich wohl an den deutschen Kern altrussische und schwedische Sagen angefügt haben möchten, da der Platz der Sage sich beträchtlich erweitert und tief in Rufslaud hineingeht, indem hier und späterhin Smolensk und Kiow und andere Orte vorkommen. Herdnits Söhne sind Osantrik, Waldemar und ein unehelicher Sohn Ilias. Ersterer ward von ihm zum Könige von Wilkinenland gemacht, der zweyte König von Polen und Rufslaud und Ilias Jarl von Griechenland. So sehen wir dann in dieser einen Sage Skandinavien und Deutschland mit Rufslaud, Polen und selbst Griechenland, wohin das Heldenbuch so oft weist, verbunden. Die slawischen Sagen sind uns noch beynahe gänzlich unbekannt und doch ist es schon jetzt gewifs, das auch dorthin deutsche Sagen drangen. Wir machen auf folgende Stelle aus dem Heldengesange vom Zuge gegen die Polowzer (Prag. 1811), einem altrussischen Gedichte aus dem 12. Jahrhunderte aufmerksam, wo es S. 48 heisst: „Da singen Deutsche und Venetianer, da singen Griechen und Mähren den Ruhm Swätolaw's und betrauern den Fürsten Igor, welcher versenkte den Kern auf dem Boden der Kajala, des polowzer Flusses, und russisches Gold hineinschüttete.“ Wir glauben eine Andeutung auf den Nibelungen Hort, nach Rufslaud versetzt, nicht verkennen zu können. Unter XI werden wir einen gewissern Übergang nachweisen.

Nordian ist hier Vater von 4 Riesen, Aspilian, Avenbrod, Etgeir und Widolf, welches dem deutschen Liede von Ecken Ausfahrt entsprechend ist, in welchem (Str. 280) ein Ritter Nettinger (Mentinger von Cecilienland in der Vorrede des Heldenbuchs und der Strafsburger Handschrift) mit einer wilden Waldmagd (Gudengart am eben erwähnten Orte) die drey Söhne Ecke, Fasold und Aventrok erzeugt, und dessen Schwester, die Riesinn Rutz (im Heldenbuche tödtet Ottnit eine Riesinn dieses Namens), hat zwey Riesensöhne Zorre und Wälderich, welche Dietrich alle besiegen mus. Avenbrod haben wir nicht weiter gefunden; Aspilian ist aber der Riese Aspirian im Rosengarten, der zwey Schwerter in einer Scheide trägt (Str. 129)

und wird von einem Manne Dietrichs (Wittich) überwunden. Gar verwunderlich ist die Beschreibung des Widolf mit der Stange, der immer in Eisenketten geführt wird.

Osantrix echte Gemalinn heisst Juliana; nach ihrem Tode will er die Tochter des Melias, Königs von Heunenland, welches in Westphalen und Niedersachsen zu suchen ist, daher auch dort die vielen Hünengräber und Spuren der Hünen, Oda, heiraten. Diefs ist der Hauptinhalt der Sage, der mit einem altdeutschen Gedichte, König Rother (Sammlung deutscher Gedichte von Hagen und Büsching Bd. 1.) übereinkommt. Dieses sehr alte Gedicht, das einen in der Wilkina-Saga nicht recht deutlichen Hauptzug, von dem goldenen und silbernen Schuhe (Kap. 61. vergl. mit Rother V. 2021 ff.) näher aufklärt, kann wohl nicht, da Namen, Orte und andere wesentliche Dinge des Inhalts so sehr von einander abweichen, die Quelle der Wilkina-Saga seyn, sondern beyde schöpften wohl vielmehr aus einer uralten Quelle und Stammsage, welche die Wilkina-Saga nördlich hierauf setzten, der Rother aber, wohl ein Werk der Lombarden, so das ihr König Rotharis gemeint seyn möchte, zog die Sage südlich hinab. Einfacher, ursprünglicher, der Stammsage näher kommend und daher auch in der rechten Verbindung mit den andern Sagen, erzählt die Sage wohl das uns vorliegende Buch, Osantrik's Tochter mit Oda ist Erka.

X. *Attila und Erka.*

Hier neigt sich im Stoffe schon vieles gegen die Nibelungen hin. Der Name Attila führt diesen König dem geschichtlichen Hunnenkönig Attila, den die Nibelungen aufnahmen, ihn aber Etzel nannten, näher, doch ist er seiner Herkunft nach dem nordischen Atli der Edda Lieder weit mehr verbunden. In diesen Edda Liedern ist Atli ein Sohn des Betli und König von Hunenland; hier ist Attila ein Sohn König Osids von Friesland und erobert sich das benachbarte Heunenland, in dem er Susat (Soest) erbaut und zur Hauptstadt erhebt, nachdem es vorher Valzburg gewesen, das Kap. 299 Valkaburg heisst und auf Valkenburg im Limburgischen zu deuten scheint. Rüdiger erscheint hier zum ersten Male in Verbindung mit Attila, eine Vereinigung, welche die deutschen Heldenlieder noch beträchtlicher ausführen und als ausgemacht voraussetzen. Die Wilkina-Saga nennt ihn zwar Rodoffur in beyden Handschriften, aber auch einmal Rodingeir (Kap. 65) und es möchte wohl kein Zweifel seyn, das in allen Sagen ein und derselbe Rüdiger gemeint ist, der späterhin auf den geschichtlichen Rüdiger von Pechelaren, der im 9-10. Jahrhunderte Markgraf der Ostmark war, übertragen ward. Darüber hat von der Hagen selbst schon an einem andern Orte (Sammlung für alt-

deutsche Literatur und Kunst. Bd. 1. St. 1. S. 183) sich erklärt.

Die Art und Weise, wie er für Attila die Erka entführt, ist dem milden, treuen und ritterlichen Gemüthe Rüdiger's in den Nibelungen nicht entsprechend, sondern eher einem verschmitzten Rother und Morolf anpassend, dagegen erscheint er bey der Brautwerbung wieder eben so sittig, gewandt, verständig und beredt, wie bey der Bewerbung um Chriemhilde, welche die Niflunga Saga seinem Gefährten Osid beylegt.

Erka hiefs wirklich eine der vielen Frauen Attila's und ihr Name ist hier der römischen Schreibart näher, als in den Nibelungen, wo sie Helke heifst, weni gleich die Verwandlung des r in l, die wir erst eben in Aspilian und Aspirian sahen, sehr gewöhnlich ist. In der Gesandtschaftsreise des Priscus (Corp. Byzant. hist. edit. Venet. S. I) heifst sie auch einmal (p. 42) *Κρεζα* (die lateinische Übersetzung hat *Cerca*) und danu (p. 46) *Ρεζα*. Vermuthlich ist *Esza*, Attila's Tochter, die er damals gerade auch noch zur Frau nahm (p. 37) derselbe Name. In den Edda Liedern (S. 70) heifst Attili's Keksweib Herkia, so wie in der alten Vorrede zum Heldenbuche und in der Strafsburger Handschrift Etzel's Frau Heriche. Der durchaus abweichende Name Ospiru in dem lateinischen Gedichte Walther von Aquitanien ist vielleicht von einer der vielen andern Frauen Attila's.

XI. Walther und Hildegund.

Diese in der Wilkina-Saga sehr ins Kurze zusammengedogene Sage finden wir weitläufig bearbeitet in einem Gedicht in lateinischen Hexametern von Walther von Aquitanien (herausgegeben von F. C. J. Fischer 1780). Aus einer deutschen Sage dichtete ein Mönch, vielleicht gar ein Aquitanischer, schon sehr früh diefs Heldenlied, denn die Schriftzüge der einen Handschrift deuten schon auf das 9. Jahrhundert (vergl. Grundrifs etc. Einl. S. XXII). In wie fern ein in Wien befindliches altdeutsches Gedicht vom Herzoge von Aquitanien hierher gehört, hat noch keine Untersuchung ergeben. Dafs die Sage noch in Deutschland im 13. Jahrhundert lebendig war, zeigen unverkennbare Anspielungen der Nibelungen 7045—51. u. 9490—91. Das lateinische Gedicht, welches F. Molter in Jamben (1780) übersetzte, verdient wohl eine neue Übertragung, wozu nicht der Hexameter, in denen der Beurtheiler selbst einmal einen Versuch machte, sondern die Strophe der Nibelungen zu wählen seyn würde. Wir wünschen irgend einen geschmackvollen Übersetzer durch diese Worte aufzumuntern, die wohl dankbare Arbeit zu übernehmen. Eine kurze Betrachtung des Gedichts wird hier wohl nicht an unrechter Stelle seyn; Attila, der Hunnenkönig in Panonien (also nicht jener

Atle im nördlichen schon ältern Heunenland) bewältigt auf seinem Heerzuge den Frankenkönig Gibich am Rhein, den Burgunder König Herrich zu Chalons an der Saone und Alpher den König von Aquitanien. Von dem erstern erhält er einen vornehmen Jüngling Hagano und von den beyden andern ihre Kinder Walther und Hiltgund zu Geiseln. Hagano und Walther sind tapfer in Attila's Dienst, wie sie auch Etzel in den Nibelungen rühmt. Als Gibich gestorben und sein Sohn Gunther von Attila abfällt, entflieht Hagano, der auch hier, wie in den Nibelungen, kein Bruder des Günther ist; dasselbe thut auch Walther mit Hildgund, die ihm schon früher verlobt gewesen, bey Gelegenheit eines Siegesfestes, da alles berauscht ist und nimmt viele Kostbarkeiten mit sich. Als er über den Rhein gekommen, verfolgt ihn Gunther mit 12 Mannen, um an der Beute die von seinem Vater genommene Schatzung zu gewinnen. Hagano, seinem alten Waffenbruder treu, rath davon ab und reitet zwar mit, doch sieht er ruhig zu, wie Walther in einer Klüft der Vogesen (saltus Vosagus V. 468 das ist der Wasichenstein der Nibelungen V. 9190, und des Rosengartenliedes Str. 8. und Waska-Stein hier in der Wilkina-Saga) die übrigen 11, unter denen auch Blutsfrennde von ihm, einzeln besiegt und tödtet. Erst am andern Tage greift er, um sich zu rächen, mit Günther Walther im freyen Felde an, wobey aber Günther ein Stück vom Beine, Walther die rechte Hand und Hagano ein Auge verliert. Darauf versöhnen sie sich, trinken zusammen, verspotten sich dabey und jeder reitet heim.

Unter Hildgund mag wohl die burgundische Königstochter Ildico gemeint seyn, welche nach Priscus und Jornandes (de reb. Get. I. 40) Attila zuletzt heiratete, aber in der Hochzeitnacht umkam. Von Walther ist bis jetzt noch keine geschichtliche Spur aufzuweisen, dagegen ist die Sage von ihm weit verbreitet worden. Das lateinische Gedicht ging auszugsweise in die Chronik des Klosters Novalesse am Berge Cenis um 1060 über, dort können wir vielleicht auch den Verf. des Gedichts vermuthen und suchen. Das Gedicht ward aber zur Legende erhoben, indem Walther am Ende seines thatenreichen Lebens sich in diefs Kloster begibt, und im Dienste desselben noch mehr Tapferes gegen die räuberischen Knechte des Königs Desiderius (des letzten, von Carl dem Grossen unterworfenen, Lombardenkönigs) vollbringt (S. darüber auch die Zeitschrift Pantheon v. Büsching und Kannegiesser Bd. 3. S. 78—80). Diese Klosterchronik gibt dem Walther auch einen Sohn Rother mit der Hildegund, und er ruht mit seinem Enkel Rathold in der von ihm selbst ausgehauenen und späterhin wieder entdeckten Felsengruft.

Die Abenteuer Walthers mit den Knechten des Desiderius sind ganz dieselben, welche Wilhelm von Oranse in dem dritten Theile des alten Gedichts von ihm (S. Grundriß S. 176), welcher sein Mönchsleben enthält, erfahren haben soll, so viel man nemlich aus den bis jetzt allein bekannten Überschriften der Abschnitte dieses Theiles (S. Casparson's Ankündigung S. 95, 100) urtheilen kann. Es ist wohl gewiß, daß diese Mönchssage besser auf den spätern christlichen Wilhelm, der mit Ludwig dem Frommen gleichzeitig war, paßt, als auf den weit frühern heidnischen Walther, der nur durch einen gewaltigen Zeitfehler, zwischen Attila und Desiderius, zum Helden des Klosters gemacht werden konnte. Legende und Heldensage flossen aber oftmals in einander; die frühsten Verschmelzungen zeigen sich im heiligen Georg und Christoph, daran schloß sich der Bruder Ihsan im Rosengartenliede, der freylich etwas ungeschlahte streitbare Mönch in den Kämpevisern, der Erzbischof Turpin und manche andere.

Aber auch zu den slawischen Völkern ging die Sage durch, das lateinische Gedicht, indem der posesische Bischof, Bogufal (St. 1253) im Chron. Polon. (Sommersberg script. rer Siles. II. 37) von einem Grafen Walther dem Starken (pohlisch Wdaly Walgersz) zu Tiniez bey Krakau erzählt, daß er die schöne Helgunda, Tochter des Frankenkönigs, an dessen Hofe er Ritterschaft lernen sollte, entführt habe. Wir verweisen hier auf den Ort, wo man eine wörtlich getreue Übersetzung dieser Sage findet, auf Büsching's Volkssagen, Märchen und Legenden S. 1., wo zuerst auf diese Sage und ihre Verbindung mit dem Walther von Aquitanien aufmerksam gemacht ward. Der letzte Theil der Sage ist ganz slawischen Ursprungs.

Im Heldenbuche, in Alpharts Tode, Dietrichs Flucht und der Ravenna Schlacht, so wie in der Vorrede zum Heldenbuche, kommt Walther auch noch vor, hat aber da den Beynamen von Kärlingen, d. h. Karolinger Land, dagegen ihn die Nibelungen von Späne (Spauien) nennen.

XII. Dietlieb.

Diese Sage ist wieder mit großer Ausführlichkeit und vieler Lieblichkeit und Kunst erzählt, und ist zu dem Anmuthigsten des Buches zu zählen. Nicht allein der Inhalt, sondern auch die Art der Erzählung, die viel Volksmäßiges hat, läßt vermuthen, daß sie vielfach im Munde des Volkes umherging, auch herrscht eine genaue Kenntniß jener Gegend, der Jütland und Seeland gegenüberliegenden Küste, so daß sich wohl die Heimath des Verf. der Wilk. S. dort vermuthen läßt. Die Jugend Dietliebs erinnert an Aschenbrödel, besonders aber an ein noch unbekanntes Märchen, das nur Rollenhagen erwähnt, von Asthenbüssel

und seinen spöttischen Brüdern; vielleicht der Dietlieb nach deutschen Sagen. Sein liebliches Abenteuer mit der Tochter Siegfrieds des Griechen ist viel zarter als das des Wolsdietrich mit der zauberischen Heidinn; gar ergötzlich ist sein fröhliches Gastmahl, wozu er die Waffen und Rosse seiner Herren versetzt. Hierbey wollen wir den Sänger Isung, der so gelobt wird, nicht unbemerkt lassen. Sein Kampf mit Walther von Wasichenstein (Kap. 105) kommt auch, aber mit andern Umständen im Rosengarten zu Worms vor, in dem er Dietlieb von Steyermark (Str. 142) heißt, und Sigestab wird von Dietrichen nach ihm ausgesendet, der ihn aber weder bey seinem Vater Biterolf, noch zu Bechelaren bey Markgraf Rüdiger, sondern erst zu Wien vor dem Münster findet, nachdem Dietlieb in Siebenbürgen ein Meerwunder überwunden hat. Im Rosengarten (Str. 326) bleibt sein Kampf mit Walther unentschieden und beyde erhalten von Chriemhilden Rosenkranz und Kufs; im kleinen Rosengarten ist Dietlieb ein Hauptheld, indem Zwerg Laurin seine Schwester Similt entführt und Dietlieb mit Dietrichs, Wolfharts und Wittichs Hülfe sie nach manchem Abenteuer wieder gewinnt. In dem ungedruckten Rosengartenliede wird Dietrichs Bruder Diether nach ihm, als einem Schwesterkinde, der Markgräfinn Gotelinde, Rüdigers Frau, gesandt, und erschlägt im Zweykampfe den Schiffing oder Stuefing von Igerland. Siegfried der Grieche ist uns anderweitig nicht bekannt; eines Siegersteines ward schon oben gedacht. Merkwürdig ist noch, daß auch hier (Kap. 100) Amelrich (Wildiamalrich Kap. 96 ist wohl derselbe Name) als ein falscher Name zur Täuschung, wie in den Nibelungen (V. 6223) bey ganz anderer Gelegenheit, gebraucht wird.

XIII. Amelung, Wildeber und Herbrand.

Amelung ist wohl mit Amelolt von Garten im Heldenbuche verwandt, der, Hildebrands Schwager im gedruckten Rosengartenliede, auch einer von Dietrichs 12 Helden ist, im ungedruckten Rosengartenliede aber zum Schutz des Landes daheim bleibt. Wildeber kommt sonst nirgends vor, sein Name (von Eber) deutet aber wohl auf seine deutsche Abkunft. Herbrand, über dessen Abkunft erhellt, möchte durch eine Verwechslung mit Hildebrand, dessen Vater er dem Heldenbuche nach ist, entstanden seyn. Diese Verwandtschaft verrieth sich auch noch darin, daß Sintram und Hildebrand einmal Reginbalds Söhne (Kap. 15 u. 44) dann aber der erste auch Herbrands Sohn genannt wird (Kap. 34).

Diese drey Recken erfüllen nunmehr die Zahl der 12 Helden Dietrichs und ihre gemeinsamen Abenteuer sind vorbereitet. Es erscheint nicht unbedeutend, daß Dietrichs unvergänglicher Ruhm

in den Südländern (Kap. 108), dagegen Siegfrieds im Norden und Süden verkündet wird.

XIV. *Wildeber und Wittich.*

Von dieser Erzählung gibt es nichts Entsprechendes in deutschen Sagen. Es ist ein sehr ergötzliches Abenteuer, in welchem die tapferliche Mitwirkung des Spielmanns Isung an Volker den Fiedler in den Nibelungen und dem Rosengarten erinnert. Heime tritt hier ganz in seiner tückischen, heimlichen Gemüthsart auf, noch mehr aber in dem folgenden Abschnitt. Die Art, wie Wildeber einen Bären erjagt, ausweidet, und in seine Haut kriecht, um so zu täuschen, erinnert an Morolf, der auf ähnliche Art die Haut eines getödteten Juden gebraucht. Isung, der Spielmann, rühmt S. 372 von sich: „ich kann singen, ich kann die Harfe schlagen und die Fiedel und Geige streichen, und allerley Saitenspiel. — Hier finden auch die Riesen des König Osatrix, selbst Widolf mit der Stangen, ihren Tod.

XV. *Wittich und Heime.*

Im Deutschen nichts Gleiches, die wahre Gemüthsart Heime's erscheint hier wiederum.

Wir denken in kurzem unsere Bemerkungen zu dem nicht weniger wichtigen zweyten Bande liefern zu können, wobey uns indessen hier Erwähnter die Arbeit verkürzen wird.

Bg.

Vermischte Schriften.

Historisches Taschenbuch auf das Jahr 1814. Von Ernst Moritz Arndt. Königsberg bey Friedrich Nicolovius. 12. 256 S. Vorrede XXVIII.

Dieses Taschenbuch ist wie alle jüngern Schriften des Hrn. Verfs. auf Erregung vaterländischer Gefühle, und die Wiederbelebung jener edlen Gesinnungen berechnet, welche einst die Ehre des deutschen Namens begründeten. Es zerfällt in eine historische Abtheilung: *Bruchstücke einer deutschen Chronik*, und in eine poetische: *Gedichte, als Blütenstaub über den Ernst historischer Facta gestreut*. Den beyden erstern jener Bruchstücke: *Herrmann*, dann die *Hunnen* und die *Völkerwanderung* dürfte indess bey zwar eben so richtiger als im Ganzen gemüthvoller Darstellung, eine hin und wieder zu gesuchte Kindlichkeit des Ausdrucks zur Last gelegt werden, welche eben darum, weil sie als *gesucht* erscheint, ihres Zweckes verfehlt. Übrigens ist Rec. keineswegs der Meinung Jean Paul's, welcher an den neuesten Volksschriften rügt, dals sie durch die angenommene Alterthümlichkeit der Sprache die Begeisterung, die sie im

Volke zu verbreiten wünschen, nicht aufregen, weil dieser Styl derselbe sey, den die untere Volksklasse in ihren Büchern seit lange vorfindet, daher er auch auf selbe nur den Eindruck des Gewöhnlichen hervorbringe. Vielmehr handelt es sich darum, den so genannten Mittelstand, der sich besser als das Volk dünkt, durch Zurückführung des Charakters auf die ursprüngliche Einfachheit der Gesinnung wieder zur nationalen Eigenthümlichkeit zu erheben; und zu diesem Zwecke ist in den neuern Volksschriften gewifs der passendste Ton gewählt worden. Die beyden andern Bruchstücke: *Deutschland, gegen Ausgang des fünfzehnten Jahrhunderts*, dann *König Friedrich der Zweyte und sein Zeitalter*, streben ebenfalls nicht sowohl nach ausführlicher Begründung der Begebenheiten, als vielmehr nach einem neuen durch die Erfahrungen der Gegenwart erzeugten Überblick jener Zeitalter. Wahre Tiefe deutscher Gesinnung, glühende Begeisterung für Nationalehre und Nationalglück, so wie der rühmlichste Haß gegen die Halbheiten und die Verderbnis einer Gottverlassenen Zeit, gegen deren trugvolle Repräsentanten, und die Ohnmacht ihrer Nachahmer erheben hier den Verfasser zu einer seltenen Stärke der Darstellung, und man kann nicht anders sagen, als er hat durch diese Bruchstücke das Gute im Vaterlande gefördert. Die Gedichte, durchaus politischem Inhalte fremd, sind dennoch diesem Büchelchen mit Recht beygefügt, da sich in ihnen eine überall rein deutsche Gesinnung ausdrückt, und sie sämmtlich durch den einfachsten Ausdruck einfacher Gefühle, eigentliche Volkslieder genannt zu werden verdienen.

Der Förster Korn von St. Friedrichshausen. Eine Novelle. Zum Besten der Streiter für Freyheit und Recht. Germanien, im Jahre der Welt, als das eiserne Kreuz die Sklavenfesseln zersprengte. 12. 31 S.

Die Absicht dieser in sehr lahmen Versen schlecht vorgetragenen Idylle, die den Entschluß eines bereits ergrauten Försters, mit seinem künftigen Schwiegersohne gegen die allgemeinen Feinde zu ziehen, darstellt, muß in jeder Hinsicht edler als die Ausführung genannt werden. Das schlimmste jedoch ist der Ausdruck der Vorrede: diese Erzählung solle in den Papieren des für Deutschland als Freywilliger im Felde gebliebenen Dichters gefunden worden seyn; eine Angabe, welche, wenn etwa hier der wackere Körner gemeint wurde, insofern nicht alle Kritik trägt, durchaus der Wahrheit nicht angemessen ist.

Allgemeine Literaturzeitung.

N^{ro}. 60.

Freitag, den 29. July

1814.

Länder- und Völkerkunde.

Gemälde der europäischen Turkey. Ein Beytrag zur Länder- und Völkerkunde. Herausgegeben von Dr. *Heinrich Ludwig Lindner*, ausserordentlichem Professor der Philosophie auf der Universität Jena. Mit Karten und Kupfern. Weimar, im Verlage des geographischen Instituts. 1813. gr. 8. 580 S. Zehen Kupfertafeln, nebst der Ansicht und dem Plane von Constantino- pel, dem Plane des Hellesponte, und einer Karte der europäischen Turkey.

Herr Dr. Lindner, der sich schon durch seine *neueste Kunde von Asien* (Weimar 1811) um die Länder- und Völkerkunde verdient gemacht, erwirbt sich durch die vor uns liegende fleißige Compilation des Neuesten und Wissenswürdigsten über die europäische Turkey, den Dank aller der Geo- und Ethnographie Beflissenen, welche die von ihm hiezu benutzten Werke, worunter vorzüglich *Castellan's moeurs et contumes des Ottomans*, und *Hadschi Chalfa's geographisches Bruchstück* (übersetzt von Hammer mit einer Karte von Riedel Wien 1812), als die Hauptquellen genannt werden müssen, nicht selbst besitzen. Nach diesen und nach *Eton*, *Thornton*, *Bartholdy*, *Beaujour*, *Scrofani*, *Habeschi*, *Pouqueville*, *Olivier*, *Tott*, *Peyssonel*, *Wittmann*, *Dallaway*, *Sulzer*, *Porter*, *L. Montague*, *Chevalier*, *Choiseul Gouffier*, *Chateaubriand* und *Mouradgea d'Ohsson*, hat der Verf. sein Gemälde in VI Abtheilungen folgenden Inhaltes aufgestellt:

- I. Lage, Gränzen, Chorographie, Boden, Klima, Naturprodukte.
- II. Einwohner, Nahrung, Kleidung, Familienleben.
- III. Sitten und Gebräuche.
- IV. Geisteskultur, Religion, Staat.
- V. Militärverfassung, Würdigung des Staats-Topographie.
- VI. Fortsetzung der Topographie. Literatur der Quellen.

Die Kupfertafeln liefern türkische Hof-, Civil-,

Siebentes Heft

Kriegs- und andere Nationaltrachten, sammt Abbildung türkischer Gebräuche, meistens nach *Castellan*.

Aus dem verschiedenen Gehalte der angeführten Quellen, aus denen einige, wie *Tott* und *Habeschi*, eingemischter Mährchen willen, verdien- terweise eben nicht in dem besten Rufe von Glaub- würdigkeit stehen, andere wie *Eton* und *Barthol- dy* mit leidenschaftlicher Parteylichkeit, jener wi- der die Türken, dieser wider die Griechen, ein- genommen sind, liefse sich gröfsere Ungleichheit der aufgenommenen Daten befürchten, als diefs, Dank dem richtigen Urtheile des Verfs., wirklich der Fall ist. Da er übrigens seine Gewährsmän- ner durchaus genau anführt, und sich nichts als die Auswahl und Zusammenstellung der Materia- lien aus lauter, durch den Druck schon bekann- ten Quellen vorbehalten, so kommen die hie und da unterlaufenden Unrichtigkeiten, nicht sowohl auf die Rechnung des Sammlers, als auf die der angeführten Verfassers. Die gröfste, und durch das ganze Werk hindurch laufende ist die Verstümme- lung fast aller türkischen Namen, die englischen und französischen Werken nachgeschrieben sind, weil der Verf. in den fast allen deutschen Über- setzern gemeinen, und in dem Intelligenzblatt die- ser Literaturzeitung schon einmal gerügten Feh- ler verfallen ist, dafs er die englische und franzö- sische Orthographie beybehalten, statt den wahr- en Laut derselben nach deutscher Aussprache und Leseweise auszudrücken. So steht durchaus, wo ein lindes *s* gelesen werden sollte, ein *z*; st. *Aboul Cacem* l. Abul-kassem. *Idhmaa* l. Idschmaa. *Muez- zin* l. Muesin. *Khatoun* l. Chatun. *Kutudgi* l. Cu- tudsch. *Capouagacy* l. Capu agassy. *Scheikh* l. Scheich. *Kharadj* l. Charadsch. *Chazneh* l. Chasne. *Zayardjy* l. Saghardschi. *Tumady* l. Turnadschi. *Yagal* l. Jaja. *Bach* l. Basch. *Djebedji* l. Djehebed- schi. *Chartsché* l. Tscharsehi u. s. w.

Deutsche Übersetzer sollten sich doch einmal lebhaft die Nothwendigkeit vergegenwärtigen, für Deutsche deutsch und nicht französisch oder eng- lisch zu schreiben, und dann in der richtig er-

kannten Aussprache ausländischer Worte nicht der anerkannten Wahrheit widerstreben, und deshalb z. B. wenn sie wissen, daß der Prophet der Araber *Mohammed* heißt, denselben nicht wie bisher umgekehrt, *Mahomed*, oder nach den Franzosen *Mahomet* zu schreiben, fortfahren. Richtiger sind die eigenen Namen der Orte, in so weit sich Hr. L. nach der deutschen Übersetzung *Hadschi Chalfa's* gehalten, es sey denn dort, wo die unrichtige, in der Vorrede zu *Hadschi Chalfa* vom Übersetzer fehlerhaft gerügte Aussprache der Riedelschen Karte vorgezogen worden ist, wie z. B. *Cucusuk Csekmedsche* i. *Cutschuk Tschekmedsche*. Wenn Herr L. auf diese Weise zu manchen ohne eigene Sprachkenntniß nicht wohl zu berichtenden Sprachfehlern verleitet worden, so schadet der unparteyischen Ansicht seines Werkes auch noch eine doppelte Verkehrtheit von politischer Vorliebe und Mißgunst. Die erste für Napoleon, in dem er durchaus den Wohlthäter des Menschengeschlechts erblickt, dessen großen weltbeglückenden Plänen es vorbehalten seyn sollte, durch die Vertreibung der Türken aus Europa, den Lieblingswunsch des Verf. zu erfüllen! — Die zweyte wider die armen Türken, die er nur durch die gefärbten Brillen von *Eton* und *Chateaubriand* in dem schwärzesten Lichte als Barbaren erblickt, wider die er gerne einen Kreuzzug predigen möchte. Wenige Monate, nachdem der Verf. dieß niedergeschrieben, stand Europa wirklich in Waffen auf, einen Kreuzzug zu beginnen, der aber dem Despotismus im Westen und nicht dem in Osten galt, und wenn dieser der Ruhe Europa's einst gefährlich werden soll, so wird er wahrlich nicht vom Throne der Osmanen ausgehen, dessen Erhaltung zum Gleichgewichte des europäischen Staatenbundes gerade in unserer Zeit vielleicht nothwendiger ist als jemals.

Indem Hr. L. dem schon von seinem Landsmanne *Thornton* hinlänglich widerlegten schwarzgallichten *Eton* die politischen Ansichten türkischer Barbarey und Versunkenheit unbedingt nachbetet, fällt er in so manche Irrthümer, von denen wir nur einen einzigen rügen wollen, um zu zeigen, wohin *Eton's* Unwissenheit der Landessprache (die ihm schon *Thornton* vorgeworfen), und blinde Gehässigkeit führt. S. 298 heißt es von der türkischen Sprache, daß sie ein buntscheckiges Gemengsel von arabischen, persischen und tatarischen Worten sey, und die Rede eines *Mufti bey Eton* würde ungefähr so lauten: Ich liebe nicht, *deplorare vitam*, bereue nicht *ainsi vecu* zu haben. Nun ist dieses aber grundfalsch, und beurkundet nur eine gänzliche Unwissenheit des Türkischen. Das Hochtürkische nimmt freylich arabische und persische Wörter auf, die es sich aber theils durch

leichte Veränderung der Endbuchstaben, theils durch die Verbindung des *Isafet*, und die Hülfswörter so aneignet, daß hierdurch kein größerer Übelstand entsteht, als wenn sich im Englischen (das sich auf diese Art noch tagtäglich aus andern Sprachen bereichert) ein Wort germanischen und lateinischen Stammes neben einander befinden. Mit eben so großem Rechte könnte dem Engländer vorgeworfen werden, daß *deplere* aus der lateinischen Sprache, oder aus einer ihrer Töchter, *life* hingegen aus einer germanischen aufgenommen, der Rede ein buntscheckiges Ansehen gibt.

Ungeachtet solcher Flecken ist Hr. Ls. Arbeit doch eine schätzbare, und erfreuliche für jeden, der die wichtigsten statistischen Angaben über die europäische Turkey, in soweit dieselben in gedruckten Werken enthalten sind, beysammen zu übersehen wünscht. Die Geographie ist mit Beysetzung der altgriechischen Namen besonders fleißig ausgearbeitet, nur schade, daß die Karte nicht so eingerichtet ist, die Namen aller seiner angegebenen Örter, Berge und Flüsse darauf zu finden. — Im Abschnitte des Familienlebens redet Hr. L. den Haremen des Orients so ziemlich das Wort. „Wer kann, sagt er, (nach *L. Montague's* Schilderung des Lebens türkischer Frauen) wer kann glauben, daß sie ein trauriges, langweiliges, einsames Leben führen. Jede Frau kann freylich nur mit ihrem Manne sprechen, aber eine Frau hat (*hear him*), die Wahrheit zu sagen, mit einem fremden Manne nichts zu sprechen, das der Rede werth wäre! — Unrichtig ist's, wenn S. 249 gesagt wird, daß seit *Selim II.* die folgenden weibischen Herrscher dem Vergnügen der Jagd entsagten. *Mohammed IV.* war bekanntermassen der leidenschaftlichste Jäger aus allen osmanischen Sultanen. Der Rest dieses Kapitels über die Industrie, und der Inhalt des folgenden über den Handel sind vielleicht die gemeinnützigsten, nur ist der angegebene Münzfuß nach der letzten, unter dem jetzigen Sultan Statt gefundenen Devaluierung der Piaster ganz falsch; denn so gelten die venetianischen Zechine jetzt nicht $7\frac{1}{2}$ Piaster, sondern 12 und darüber. Der *Misr* Zechine gilt nicht 4, sondern 7 Piaster, und so der Rest hindurch. In Würdigung der geistigen Kultur der Türken hat Hr. L. vollkommen recht, daß sie bloße Nachbeter und geschmacklose Nachahmer der Perser und Araber sind, und Hr. Ls. Urtheil trifft hierin ganz mit den Resultaten der seitdem durch Hr. Eichorn herausgegebenen Literaturgeschichte der Osmanen überein, indessen ist es ungerecht, ihre Poesie nach einem in den Fundgruben des Orients übersetzten türk. Gelegenheitsgedichte beurtheilen zu wollen; warum hat Hr. L. nicht wenigstens *Messih's* Frühlingsgesang aus *Jones* angeführt, anderer Meisterwer-

ke zu geschweigen, welche die obgedachte Literaturgeschichte der Osmanen aufzählt und würdigt. Das dürftigste und schwächste Kapitel des ganzen ist das XIII., vom Hof und Staate, wo auf einem Dutzend Blätter der ganze Hofstaat und die Staatsverwaltung abgefertigt wird; diese sind freylich bisher in allen über die Turkey erschienenen Werken am sparsamsten ausgestattet worden, und die eigentliche Staatsverfassung nach den meistens noch unübersetzten *Canun* oder politischen Constitutionen wird nicht einmal gehörig ins Gesicht genommen. Befriedigender ist dafür die topographische Beschreibung Constantinopels und der europäischen Turkey, nach bekannten Reisebeschreibungen, und nach Hadschi Chalfa. Die größte Bereicherung der Topographie des osmanischen Reichs steht erst aus der Übersetzung der im Intelligenzblatt d. L. Z. vom 14. Jänner dieses Jahrs als ein äußerst schätzbarer Fund für Völker- und Länderkunde angekündigten Reisebeschreibung Ewlia's zu erwarten.

Bey der Topographie Adrianopels sagt Hr. L. in der Übersetzung Hadschi Chalfa's heisse es S. 15, das das alte Serai von Selim erbaut worden, und diese Angabe stehe im Widerspruche mit der andern, das Mohammed II. das neue erbaut habe. Rec. hat die Übersetzung Hadschi Chalfa's nachgeschlagen, und Hrn. Ls. Citation ganz falsch, und aus der Luft gegriffen gefunden. Es steht kein Buchstabe davon S. 15, und auf S. 2 ist ausdrücklich zu lesen, das das alte Serai unter Murad I. i. J. 768 d. H. erbaut worden sey. Rec. kann sich gar nicht erklären, was hier Hrn. L. Menschliches begegnet seyn müsse, und er hofft, das andere Citaten, die er nicht nachgeschlagen, nicht eben so falsch seyn.

Den Schluß des Werks macht eine Literatur der Karten und statistischen Werke, bey denen wir aber manche Reisen und andere Werke vermissen, die hier, wie so manche andere Compilationen, hätten, der Vollständigkeit willen, ihre Stelle finden mögen, z. B. die Reisen von *Otter*, *Ferriere*, *Saufboeuf*, *Boscovich*, *Lord Sandwich*, *Clarke*, u. s. w. *Murhards Gemälde von Constantinopel und dem Archipelagus*. *Lettres sur Constantinople par Castellan*. *Considerations sur les Turcs par Volney*. *Voyage a Tine par Zallony*. Paris 1809. *Edits de Sultan Soliman par Digeon*. *Notice sur la Cour du Grand Seigneur par Beauvoisin*. Paris. *Guill. Postell de la republique des Turcs Poitiers* 1560. *Türkische Staats- und Regiments-Beschreibung* 1664. *Traité de la tactique des Turcs*. Vienne 1769. *Variety sur la guerre des Turcs*. *Abhandlung über die Kriegskunst der Türken*. Wien 1788. *Türkisches Staatslexikon*. Hamburg 1789. *Neueste Nachrichten vom türkischen Reich*. Berlin 1786. *Neueste*

Reisebeschreibung durch die vornehmsten Provinzen der ottomanischen Pforte. Berlin u. Leipzig 1772. und mehrere andere.

Volksschriften.

Neuer Nationalkalender für die gesammte österreichische Monarchie auf 1814, für Katholiken, Protestanten, Griechen, Russen, Juden und Türken. (Nach dem Brünner Meridian.) Zum Unterricht und Vergnügen für Geistliche und Weltliche, Lehrer und Beamte, Bürger und Landleute eingerichtet von *Christian Karl Andre*, ehemaligem Herausgeber des patriotischen Tageblatts. Vierter Jahrgang. Prefsburg im Verlage der *Lippert'schen* Buchhandlung. 4. 17½ Bogen.

Schriften, welche zunächst auf allgemeine Volksbildung berechnet sind, verdienen eine besondere Berücksichtigung. Ungeachtet dieser Kalender schon durch öffentliche Stimmen als einer der besten anerkannt worden: so bleibt es doch die Pflicht unsers kritischen Instituts, genauer zu würdigen, was er als ein sehr gelesenes Volksbuch seinem Plan und Inhalte nach leisten mag. Diesen Jahrgang mit den bereits erschienenen 3 früheren vergleichend; finden wir mit Vergnügen, das der Verf. den Gesetzen, welche er sich selbst in der Vorrede zum ersten Jahrgange vorgeschrieben, gut nachgekommen sey, und das er seinem ursprünglichen Plane consequent nachgearbeitet habe. Wir finden überall das Nützliche mit dem Unterhaltenden gepaart, eine zweckmässige Auswahl der Gegenstände, und eine eben so zweckmässige Einkleidung und Darstellungsweise. Der Kalender zerfällt in den eigentlichen Kalender, und das eigentliche, unter dem Titel „Mannigfaltigkeiten zum Nutzen und Vergnügen“ angehängte Volkslesebuch.

Der eigentliche Kalender enthält ohne Überladung alles Wesentliche eines besseren Kalenders. Wir finden ihn überdem noch mit einigen Gegenständen ausgestattet. Der Stand des Mondes ist genau angegeben, so das man dadurch zu leichter Bekanntschaft mit den Standorten der Planeten und mit den Sternbildern des Thierkreises gelangen kann, was auch noch durch eine eigene Tafel über den Stand der 6 gröfseren Planeten vom ersten Tage eines jeden Monats erleichtert wird. Neu und zweckmässig ist der *politische Kalender*, in welchem für jeden Monat ein denkwürdiger Tag aus der österreichischen Geschichte aufgehoben, und das Auszeichnende desselben kurz und interessant vorgetragen wird. Unstreitig ein glücklicher Gedanke, bey dem Volke Sinn für die vaterländische Geschichte, und das Verlangen anzure-

gen, die hier gegebenen Fragmente zu einem Ganzen geordnet zu übersehen. Die Art, wie der Verfasser die stehende Rubrik *Witterung auf alle Jahre*, behandelt, verdient Beyfall. Er schlägt nämlich einen glücklichen Mittelweg ein, zwischen dem entweder abergläubischen oder sehr einseitigen und willkürlichen speciellen Witterungs-Prognosen einerseits, und der anmaßlichen Verachtung aller Gesetzmässigkeit der Witterung und deren möglichen Vorherbestimmung andererseits. Er macht uns mit erfahrungsmässigen, physikalischen Vorzeigen der Witterung bekannt, die jedes Jahr gültig sind, was eben sowohl dem Landwirthe und Geschäftsmanne nützen kann, als dadurch nützliche Naturkenntnisse verbreitet werden. — Eine Bereicherung dieses Kalenders ist auch noch die Genealogie der noch lebenden Personen der fürstlichen Häuser in Oesterreich, die in Absicht der Häuser *Lichtenstein* und *Dietrichstein* sehr genau angegehen ist. Bey *Auersperg* muß es jedoch heißen *Sheldon* statt *Schalkoun*; bey *Colloredo* muß stehen *Gundagger*; bey *Ligne*, *d'Urse* statt *Durrs* u. s. w.

Die angehängten *Mannigfaltigkeiten zum Nutzen und Vergnügen* (87 Seiten), welche den eigenthümlichen Werth dieses Kalenders ausmachen, unterscheiden sich von ähnlichen Ausstattungen der Kalender, welche in planloser Mannigfaltigkeit oft die verschiedenartigsten Notizen untereinander und zusammenhäufen, sehr zu ihrem Vortheil durch die planmäßige Consequenz, nach welcher die gut ausgewählten Gegenstände, dem Hauptzwecke, nach Inhalt und Form für das Volk, und für jene, welche unmittelbar in die Bildung desselben eingreifen, nützliche Kenntnisse zu verbreiten, getreu, durchgeführt und behandelt sind. Eine solche Behandlungsart kann ihren Zweck nicht verfehlen, und dadurch machen die bis jetzt erschienenen 4 Jahrgänge des Nationalkalenders ein zusammenhängendes Ganzes aus, welches als *Volkslesebuch* einen bleibenden Werth hat. Mit Vermeidung aller systematischen Eintheilungen und Rubricirungen finden wir die einzelnen Abhandlungen immer auf gewisse stehende Rubriken, welches der Verf. im ersten Jahrgange näher bezeichnet hat, bezogen, nämlich ausser der Verbreitung nützlicher Kenntnisse auf die Begründung echter Religiosität, Weckung und Bildung des moralischen Gefühls, Verbesserung von Erziehung und Unterricht, Bekämpfung von Volksvorurtheilen, Kenntniß des Vaterlandes. Wir müssen ihren Inhalt näher bezeichnen. 1) Das Vehikel dieser Belehrungen, der Kalender selbst, wird seiner Einrichtung nach auf eine populäre und gründliche Weise für den Unstudierten erklärt, und dabey das Nöthige aus der Astronomie und Chronologie,

ohne dafs jedoch die Namen beyder vorkommen, beygebracht. Hierher gehören die stehenden Rubriken: 1) Merkwürdigkeiten am Himmel für ganz Ungelehrte. 2) Feiertage und Feste der Christen. 3) Kalender-Bestimmungen. Wir wissen nicht, warum in dem diesjährigen Jahrgange gerade diese drey Rubriken ganz leer ausgegangen sind. — 2) Die Beschreibung des merkwürdigen, von den Geistlichen dreyer Confessionen im Gothaischen 1811 gefeyerten Festes (S. 3) ist eine gut gewählte Lehre für Toleranz und wahre Religiosität. Dahin gehört auch der Probeversuch einer allgemeinen *Volksschulbibel*, den wir mit Beyfall und Theilnahme gelesen haben. 3) Das moralische Gefühl wird bald ernster, bald heiterer geweckt und genährt in den launigten Erzählungen: *Die magische Tabakspfeife*, *die Beutelperücke*; in den ernsteren: *Scene der Armuth*; ganz besonders aber in der stehenden Rubrik: *Gute und böse, vernünftige und unvernünftige Menschen, Wohlthäter und Feinde des Menschengeschlechts*. 4) Auf die Verbesserung der Erziehung und des Unterrichts wird hingearbeitet in der stehenden Rubrik: *Fragmente des Schulmeisters Biedermann*. — Diesmal das 4te, oder über die beste Rechen-Methode bey dem Volksunterrichte; ein recht empfehlenswerther Aufsatz. 5) Unter die Rubrik gegen die herrschenden Volksvorurtheile gehören die in jedem Jahrgange vorkommenden *Gespensstergeschichten*, und diesmal besonders noch: der Aufruf an meine geistlichen Amtsbrüder bey Rückkehr der allgemeinen *Impfzeit der Schutzpocken*. 6) Richtigere Begriffe und Kenntnisse über einzelne wichtige Gegenstände des gemeinen Lebens werden verbreitet durch die stehenden Rubriken: a) *gemeinfaßlicher Unterricht, wie man die Verfälschungen der Lebensmittel erkennen kann* (diesmal von den Zugemüsen); b) *Feuersgefahren und Vorsichtsmafsregeln dagegen*. c) *Haushaltungsvortheile*. d) *Gewittergefahren*. e) *andere Unglücksfälle zur Belehrung und Warnung*. (ein Artikel, den nun auch Hr. *Jurende* in seinen *Wanderer* aufgenommen hat). Ausser diesen stehenden Artikeln findet man in diesem Jahrgange noch: Über die Nutzbarkeit der *Zwetschenbaumpflanzungen* in Sandgegenden. Anempfehlung des *Maulbeerbaums*. Das bewährte Mittel gegen das *Durchsaugen der Brustwarzen*. Ein Mittel gegen die *Gefahr des Erfrierens*. 7) *Eigentliche Nationalgegenstände* sind diesmal: a) *Wiens Vorzeit* und dessen ältere Belagerungen; b) *Hochzeitsgebräuche* im preussischen und österreichischen Antheil Schlesiens. 8) Mehr auf Vergnügen und Unterhaltung berechnet sind: a) *die Rechnungsaufgabe*; b) *Lob der edlen Jägerey*; c) *des faulen Peters* Betrachtungen über die Wochentage; d) *die Palme*, ein schönes Gedicht mit eben so guter Musikbey-

lage. Diesen Gedanken des Verfassers, der schon durch die 4 Jahrgänge für den Volksgesang bessere Muster in Text und Composition liefert, finden wir auch von Hrn. Jurende in seinem diesjährigen Wanderer benützt.

Wir erinnern uns, in einer Anzeige eines der früheren Jahrgänge getadelt gefunden zu haben, daß mehrere Aufsätze dieses Kalenders abgebrochen sind, und deren Fortsetzung auf den künftigen Jahrgang verschoben ist. Wir sind hierin anderer Meinung. Für die Majorität der Leser dieses Kalenders, bey denen man den Mangel aller wissenschaftlichen Vorkenntnisse voraussetzen muß, ist es gewiß gerathener, den Unterricht nur Portionenweis zu ertheilen; nicht viel von derselben Materie auf einmal, aber dieses deutlich und gründlich beyzubringen. So bleibt der Ungelehrte bey Lust, das Gesagte das Jahr hindurch öfters zu überlesen, welches Wiedernachlesen dann durch die Fortsetzungen in den künftigen Jahrgängen, welche immer auf die früheren wieder zurückweisen, befördert wird. Dadurch kann der Besitzer auch veranlaßt werden, die vorigen Kalender besser aufzubewahren, und sich daraus seine kleine Haus- und Volksbibliothek zu sammeln.

Wir sehen, daß mehrere Geistliche den Herausgeber mit schätzbaren Beyträgen unterstützen; wir wünschen, daß ihrem Beyspiele noch mehrere, auch Schullehrer und Beamte, welche die herrschenden Eigenheiten, Sitten, Gebrechen und Bedürfnisse am besten kennen, und manches Nützliche zur Sprache bringen könnten, folgen möchten. Dem Herausgeber wünschen wir recht sehr einen immer gleichen Eifer für die Fortsetzung seines nützlichen Unternehmens.

Philologie.

Theophrast's Charakterschilderungen, übersetzt u. erläutert von J. J. Hottinger. Vermehrte und verbesserte Ausgabe. München, bey M. J. Stöger, 1810. 8. XXX. 488 S.

Zu den bisher räthselhafteren Überresten des Alterthums gehörte sowohl in Absicht auf den Geist und den Zweck des Ganzen, als auch in Rücksicht auf ihre eigentliche Entstehung, die Sammlung von Charakteren oder Sittengemälden, welche dem *Theophrastos*, dem berühmten Aristoteliker und Naturforscher aus Eresos, zugeschrieben wird. Denn so verschieden waren bisher in Betreff dieser Charaktere die Urtheile der ältern und neuern Gelehrten, daß, während einige kein Bedenken trugen, sie in der gegenwärtigen Form für eine echte Schrift des berühmten *Theophrastos* zu halten, andere sie für ein aus den moralischen Schrif-

ten des *Theophrastos* u. a. zusammengetragenes und mit spätern Zusätzen verschmolzenes Werk erklärten; daß ferner die einen sie als ein köstliches Geschenk des Alterthums priesen (wie der große *Casaubonus*), die andern dagegen sie nicht genug herabzusetzen wußten (wie *P. Victorius*, *H. Stephanus* u. a.). Noch in den neuesten Bearbeitungen des *Theophrastos*, von *Coray* und *Schneider*, finden wir diese entgegengesetzten Urtheile, und die Meinung, welche *Sonntag* (Dissert. in prooemium Charact. Theophrasti, Lips. 1787) aufgestellt, daß diese Sittengemälde eine von fremder Hand veranstaltete Sammlung von Excerpten aus einer oder mehreren moralischen Schriften des *Theophrastos* seyen, hat nach *Jakobs* und *Schneider* auch der Verf. dieser Übersetzung angenommen. Dieser Gegenstand bedarf einer eigenen, ausführlichen Untersuchung, die sich sowohl über ihren muthmaßlichen Ursprung, als auch über den Geist und künstlerischen Werth der Charaktere kritisch verbreiten muß; denn die Frage, ob sie das Werk des *Theophrastos* oder eines spätern Excerptenmachers seyen, steht mit jener über ihren ästhetischen Werth, in dem engsten Zusammenhange. Wir machen daher das gelehrte Publikum auf die *Prolegomena* der nächstens in der Weidmannischen Buchhandlung zu Leipzig erscheinenden Ausgabe des *Theophrastos* vorläufig aufmerksam, in denen beyde Fragen so ausführlich als möglich beantwortet sind, so daß endlich ein bestimmtes Resultat gewonnen seyn dürfte.

Der würdige und berühmte Verf. dieser Übersetzung beschäftigt sich in der Einleitung mehr mit der ästhetischen Würdigung der Charaktere, als mit der kritisch-philologischen Frage, ob sie für ein Werk des *Theophrastos* zu halten seyen oder nicht; denn hier folgt er, wie schon erinnert, der Meinung von *Sonntag* und *Schneider*. Hr. *Hottinger* ist der erste, der die Charaktere als ein Kunstwerk betrachtet; und hätte er sich auch kein anderes Verdienst um sie erworben, so wäre doch schon diese Ansicht einer besondern Auszeichnung werth, um so mehr, da seine nächsten Vorgänger *Coray* und *Schneider* keine Ahndung von dem mimischen Geiste der *Theophrastischen* Charaktere gehabt zu haben scheinen. Die Hauptsätze, in denen er seine Ansicht ausgesprochen hat, wollen wir hier aufstellen. S. 7 „Dieses Werkchen enthält eine Gallerie von getreuen Abbildungen fehlerhafter Originale.“ S. 8 „Denn diese Gattung (die Charakterschilderung) verträgt sich nur mit Fehlern, und gerade nur mit solchen Fehlern, wie sie *Theophrast* gewählt hat. Der Zerstreute, der Mißvergügte u. a. zeigen sich durchaus mehr oder weniger in einem komischen Lichte. Das Lächerliche folgt ihnen überall auf dem Fulse nach, und hält uns

immer in gespannter Erwartung." S. 13 „Der Zweck der Charakterschilderung geht auf die kurze Darstellung irgend einer sittlichen Unvollkommenheit. Diese moralische Unvollkommenheit darf weder allzu wichtig, noch in ihren Folgen schrecklich seyn, weil sie sonst nichts als reines Mißvergnügen bewirken würde, welches niemals der Zweck von irgend einem Werke der Kunst seyn soll. Sie darf aber auch nicht ganz unbedeutend seyn, weil in diesem Falle die Schilderung allzu flach ausfallen und uns nicht genug interessiren würde. Es findet demnach auch unter bloß fehlerhaften Charakteren eine Auswahl statt. Für diese Gattung taugen nur solche, welche etwas Hervorstechendes haben, wodurch sie im Gemälde gehoben werden können. Dieses Hervorstechende findet sich einzig in einem überraschenden Contraste, woraus das Lächerliche entspringt." S. 15 „Das Laster kann nämlich insofern ein Gegenstand der Charakterschilderung werden, als es sich mit der Wahrheit amalgamirt. Alsdann ist es nicht bloß hassenswürdig, es wird auch lächerlich; und hauptsächlich von dieser Seite gezeigt, erregt es eine vermischte Empfindung, worin das Angenehme über schlägt." S. 19 „Ich darf als ausgemacht annehmen, daß der erste Zweck der Charakterschilderung, moralische Besserung sey. Diese wird durch kein Mittel leichter und sicherer bewirkt, als durch Aufdeckung und Vorhaltung des Lächerlichen." S. 20 „Dieses Lächerliche muß der moralische Portraitmaler, wenn er interessiren und wirken will, aus den Fehlern herausheben; er muß es von mehreren Seiten bis zur Vollständigkeit ins Licht setzen: denn erst dadurch wird ein Charakter; er muß es dem Verstande zur lebhaften Anschauung darzustellen wissen: denn so nur wird sein Werk ein Gemälde." S. 25 „Es ist hier nicht bloß um eine Erweiterung der Definition oder um die Analysirung eines Begriffes zu thun. Diese ist wohl in psychologischer, nicht aber in moralischer und ästhetischer Hinsicht befriedigend. Wenn der Charakter zur Schilderung oder zum Gemälde werden soll (und um moralisch wirksam zu seyn, soll er das allerdings) so müssen die Züge versinnlicht, so muß das Allgemeine durchweg nach dem Besondern und Individuellen hingeleitet werden. Dadurch erst wird das Lächerliche piquant, und oft nicht nur zu einer unmerklichen Verziehung des Mundes, sondern bis zur Erschütterung der Lunge wirksam" u. s. w.

Aus diesen Äußerungen ersehen wir, daß der Verfasser in der Beurtheilung der Theophrastischen Charakterschilderungen einen eigenthümlichen Weg eingeschlagen hat, der, wenn er tiefer ergründet und weiter verfolgt wird, zu den bedeutendsten Resultaten führen, und über diese

Gattung der Kunstdarstellung erst gehöriges Licht verbreiten muß. Da uns der Raum verbietet, dieses hier weiter auszuführen, so verweisen wir den Leser auf die schon angekündigten Prolegomena der neuen Ausgabe des Theophrastos.

In den ersten Seiten der Einleitung, die die Leser mit dem Verf. der Charaktere bekannter zu machen bestimmt sind, hat es uns gewundert, die Mährchen von dem Namen Theophrastos, und der Art, wie Aristoteles den Theophrastos als seinen Nachfolger auf dem Lehrstuhle bezeichnet habe, wiederholt zu finden, da sie doch schon längst widerlegt sind (s. Heumann in Act. philosophor. T. III P. XVII S. 671 sq. 676 sq. Vergl. Fabricii Biblioth. graec. T. III S. 409 ff. ed. Harles). Doch theilt der Verf. diesen Vorwurf mit dem gelehrten Coray, der in seinem Discours préliminaire S. II ff. dieselben Fabeln als wahre Thatsachen erzählt.

Die Übersetzung, die dem Leser vielleicht schon aus dem neuen attischen Museum von Wieland, Hottinger und Jakobs bekannt seyn wird, ist getreu und fließend, die Erläuterungen, welche hinter jedem Abschnitte folgen, sind treffend und verbreiten über das Eigenthümliche jedes geschilderten Charakters, so wie über seine Verschiedenheit von ähnlichen und mit ihm verwandten großen Licht, und die philologisch - kritischen Anmerkungen, die das Werk beschließen, zeugen eben so wohl von dem kritischen Scharfsinne, als von den antiquarischen Kenntnissen des Verfassers. Vergleichen wir aber die Übersetzung mit der Urschrift genauer, so erscheint sie zu weitschweifig und eben deshalb zu matt gegen die bedeutsame Einfachheit, und den wahrhaft mimischen Geist des Originals, der unter dem Scheine, als habe er nur die ernste Absicht, den Charakter, so wie ihn der Verf. im Leben wahrgenommen, zu schildern, seine heitere Ironie verbirgt. Dazu kommt, daß der Verf. in der Wahl des deutschen Ausdrucks nicht immer glücklich, und sein Styl überhaupt nicht gefällig und correct genug ist. Die Vorrede, die ohne Zweifel das Machwerk eines spätern Sammlers der Charakterschilderungen ist, übergehend, wollen wir durch einige Bemerkungen über den ersten Abschnitt unser Urtheil zu bekräftigen suchen. Dieser Abschnitt handelt von der Ironie, *περί τῆς εἰρωνείας*, d. i., wenn wir es deutsch ausdrücken wollen, von der *Falschheit*, denn der in diesem Abschnitte geschilderten *εἰρωνεία* entspricht am treffendsten unser Wort *Falschheit*. Der Verf. der vor uns liegenden Übersetzung hat die Aufschrift gewählt: *der arge Schalk*, was den Begriff des griechischen *εἰρων* nicht ausdrückt; denn der Schalk ist, wenn er sich zugleich verstellt (und die Verstellung im Allgemeinen ist eben die *εἰρωνεία*, *dissimulatio*), nur der muthwillige *εἰρων*, hier

aber ist von der arglistischen Verstellung (d. h., der Falschheit, fallacia; und in diesem Sinne ist εἶρων der homo falsus, wie bey Cicero Catilin. I. 10) die Redē; daher: προσποιήσις ἐπὶ χειρὸν πράξεων καὶ λόγων, und am Ende des Abschnittes: τὰ δὴ τῶν ἡθῶν μὴ ἀπλᾶ, ἀλλ' ἐπιβουλα φυλάττεσθαι μᾶλλον δεῖ, ἢ τοὺς ἔχεις. Der Anfang der Übersetzung lautet so: „Die arge Schalkheit läßt sich ungefähr so erklären: daß sie eine arglistige Verstellung im Reden und Handeln sey. — Der arge Schalk ist im Stande, wo ihm einer seiner Freunde aufstößt, sich mit ihm ohne die mindeste Spur von Feindschaft zu unterhalten. Unter Augen spricht er günstig von dem, welchem er heimlich Schlingen legt, und äußert Theilnehmung, wenn ihm etwas Widriges zustößt. — Sagt ihm jemand etwas Böses nach, so entschuldigt er ihn selbst und spielt darüber den Gleichgültigen. Beschwerft man sich in harten Ausdrücken über eine von ihm erlittene Beleidigung, so antwortet er ganz gelassen und ruhig“ u. s. w. Das Unrichtige oder Weitschweifige der von uns bezeichneten Worte wird am leichtesten beurtheilt werden, wenn wir die ganz getreue Übersetzung dieser Stelle hersetzen: Die Falschheit dürfte, um sie im Allgemeinen zu bestimmen, die arglistige Verstellung in Handlungen und Reden seyn, und der Falsche von der Art, daß er kein Bedenken trägt, zu seinem Feinde hinzugehen und ihm Freundschaft, nicht Haß zu bezeugen; daß er ferner diejenigen, denen er heimlich nachstellt, in ihrer Gegenwart lobt, und mit ihnen trauert, wenn sie verloren haben; daß er denen, die Böses von ihm reden, verzeiht und über ihre Verleumdungen nicht unwillig ist; daß er mit den Beleidigten und Erzürnten sanft redet, u. s. w. Die Worte ἐθέλειν λαλεῖν, οὐ μισεῖν will Hottinger dadurch rechtfertigen, daß er μισεῖν nicht die Gemüthsbewegung, sondern das, wodurch sich die Leidenschaft äußert, bezeichnet läßt; daher übersetzt er: sich mit ihm ohne die mindeste Spur von Feindschaft (οὐ μισεῖν würde dann so gegeben werden müssen: ohne Aeußerung seines Hasses) zu unterhalten. Allein da die Florentiner Handschrift φιλεῖν statt λαλεῖν darbietet, was der Zusammenhang der Stelle und der Gegensatz μισεῖν erfordert, so dürfen wir kein Bedenken tragen, das matte λαλεῖν mit jenem zu vertauschen. Das Zeitwort ἐθέλειν drückt das Unverhohlene, Dreiste aus; der Sinn der Stelle ist also: er nimmt keinen Anstand, zu seinem Feinde hinzugehen und ihm freundlich zu begegnen (φιλεῖν ist amice accipere). Das ἡττημένους können wir im Deutschen nicht kürzer ausdrücken, als so, wie wir es gegeben haben: wenn sie verloren haben; denn es bezeichnet nicht den, dem etwas widriges zugestossen ist, wie Hottinger übersetzt, sondern den,

der einen Proceß verloren hat, wie Kap. 11. vergl. Pollux VIII. 73. Nach den Worten ἐπὶ τοῖς κατ' ἑαυτοῦ λεγομένοις ist ohne Zweifel οὐ δυσχεραίνειν, οὐκ ἀγανακτεῖν oder etwas ähnliches ausgefallen; denn sonst stünden die Worte weder mit dem vorhergehenden noch mit dem folgenden in Verbindung. Weiter unten glaubt Hottinger, daß die Worte καὶ μηδὲν ὦν πράττειν, ὁμολογῆσαι, ἀλλὰ φῆσαι βουλεύεσθαι vor diesen: καὶ ὁμολογῆσαι, μὴ μηνῆσθαι stehen müssen. Er übersetzt: „Soll er sich zu etwas entschließen, so wird er nie sagen, was er thun wolle — er wird es in Überlegung nehmen. Hat er sich aber einmal geäußert, so weiß er sich hintennach nicht mehr zu erinnern.“ Aber das erste ὁμολογῆσαι hat offenbar einen andern Sinn, als das zweyte ὁμολογῆσαι; jenes ist: er gesteht nichts von dem, was er thut, (d. h., wenn er etwas thut, so bekennt er es nicht, sondern gibt vor, daß er unentschlüssig sey, ob er es thun solle oder nicht) das andere hat den Sinn: hat er etwas versprochen, so kann er sich nicht mehr daran erinnern. Die Worte ὀφεί γένεσθαι αὐτόν (mit Schneider will der Verf. αὐτόν hier ausstreichen und es vor μαλακισθῆναι setzen) können so erklärt werden: bald gibt er vor, daß er eben erst zurückgekommen sey, bald, daß er erst spät zurückgekehrt sey, bald, daß er krank sey. Das Fürwort αὐτόν ist hinzugesetzt, weil ὀφεί γένεσθαι für sich heißen würde: daß es spät sey (wie bey Xenophon Anabas. II, 2. 8. III, 4. 22. IV, 5. 9. u. a.). Die Partikel καὶ — καὶ verbindet nicht, wie Hottinger meint, sondern trennt vielmehr: bald — bald. In demselben Abschnitte will Hottinger für καλλιλογίας lesen καλιμβολίας, und übersetzt: „Wo du dergleichen schiefgestellte und auf Schrauben gesetzte Reden hörst“ u. s. w.; aber καλιμβολία würde das Unentschlüssige, Veränderliche, und deshalb Betrügerische in den Reden andeuten (was in diesen Zusammenhang nicht ganz passend ist); überdies bedarf καλλιλογίας, wenn man es nicht mit Fischer durch dicta ante dictis contraria erklärt, keiner Veränderung; es bezeichnet die Äußerungen, die das Gegentheil von dem enthalten, was der Falsche meint.

Dies diene zum Belege für unser oben gefälltes Urtheil. Was die kritisch-philologischen Anmerkungen betrifft, so wollen wir bloß dieses noch auszeichnen, daß sich der Hr. Verf. vom gelehrten Schneider nicht verführen liefs, die Zusätze der Vaticanischen Handschrift für echt zu halten. Dieses, so wie vieles andere, in kritischer und philologischer Hinsicht Bedeutende, wird in der Ausgabe des Theophrastos ausführlicher beurtheilt werden.

Schöne Wissenschaften.

Erzählungen und Sinngedichte. Von Johann Georg Schollmeyer. Zweyte sehr vermehrte Ausgabe. Mit 3 (sehr schlechten) Kupfern. 8. Leipzig 1815, bey Fr. Chr. Wilh. Vogel. 274 S. und VIII S. Vorwort.

Wie solch' ein Buch eine zweyte Auflage erleben konnte, gehört unter die Erscheinungen, die wir uns nicht zu erklären wissen, so viel aber können wir mit Gewisheit behaupten, dafs es herzlich schlecht ist. Ein paar Epigramme, die wir unsern Lesern hier mittheilen wollen, mögen ihnen als Probe von der Dichtungsgabe, und mitunter auch von dem Witze des Verfs. dienen:

Hans, der höfliche Bauer, S. 63.

Ein Edelmann nahm staunend wahr,
Dafs Hans den grofsen Hofhund gar,
So wie den Herrn, mit Grüßen ehrte,
Und tief den Hut zur Erde kehrte,
Was soll das? fragt der Edelmann.
„Ich neige meinen Hut vor Allem, was mich beissen kann.“

Der Contrast, S. 96.

„Die schöne Lilla, gleichet sie an Reitz der Rose nicht,
Die reif und voll so eben durch die zarte Knospe bricht?“
So hiefs es einst. Wie heifst es aber nun?
„Die alte Schachtel! Seht, wie albern ist ihr Thun!“

Der Verf. hatte ganz Recht, am Schlufsverse dieses letztern Epigrammes zwey Ausruffungszeichen hinzusetzen, denn wahrlich, der Leser mufs über den Witz eben so, wie über seine Einkleidung gleich tief aufseutzen. — Die prosaischen Erzählungen sind um nichts besser. Eine davon zeichnet sich durch ihren Inhalt besonders aus; sie ist betitelt: *Die Kreissende, oder der erste Tag im Wochenzimmer.* Es ist gewifs ein ganz origineller Gedanke, die verschiedenen periodischen Anfälle von Wehen einer Gebärenden zum Gegenstande einer Erzählung zu machen. Mit diesem interessanten Stoffe verwebt der Verf. noch die verschiedenen Reflexionen, Reden und Beschäftigungen des Gatten, seiner Schwiegermutter, der Hebamme, des Arztes, der Helferinn, der Magd u. s. w., und setzt durch dieses bis in das kleinlichste Detail ausgeführte Gemälde den Leser in den Stand, sich von einer Entbindung einen richtigen Begriff zu machen, falls er selbst noch nicht so glücklich gewesen seyn sollte, Augenzeuge einer solchen Scene zu seyn. Nur auf den Wassergang hat der Verf. vergessen, worauf wir ihn, einer etwa künft-

ig nöthig werdenden dritten Auflage seines Buches wegen, hiermit aufmerksam machen wollen. Damit unsere Leser auch über den prosaischen Styl selbst ein Urtheil fällen können, heben wir ihnen einige Stellen aus eben dieser Erzählung aus.

Die Mutter ist von einem Mädchen glücklich genesen, und alles überläßt sich nun seinen freudigen Gefühlen; der Verf. erzählt nun weiter (S. 85):

„Der Frohsinn machte gesprächig. „Gib Acht!“ sagte der Vater zur glücklichen Mutter, indem er einen zärtlichen Blick auf das Kind warf. „das Mädchen soll uns recht brav und geschickt werden.“ — „Gut, lieber Mann“, erwiderte die Gattinn holdlächeind, „wenn die Tochter ersetzt, was der Mutter gebricht.“ — „O, wenn sie nur wird, was die Mutter ist,“ sagte die helfende Freundinn. Da hiefs es bald: „das Kind sieht dem Vater ganz ähnlich“; bald: „es hat natürlich die Augen der Mutter“; bald: „ja, das sehe ich jederzeit gern, wenn die Kinder dem Vater ähnlich sehen, denn solche Kinder werden glücklich“; bald wieder: „ach! das liebste muntre Kind!“ — „Das ist nun das sechszehnhundert und sechs und siebzigste Kind, das ich glücklich gebracht habe“, sagte die Hebamme mit sprechender Miene. „In der That ein eignes schönes und grofses Verdienst!“ erwiderte lobend der Vater u. s. w. Dieses, wie man sieht, sehr reichhaltig ausgeführte Kindbett - Gespräche ist hier bey weitem nicht zu Ende, wir haben es nur abgebrochen, um die Geduld unserer Leser nicht zu ermüden, und noch Raum für ein anderes Pröbchen von der Manier des Verfs. zu gewinnen, das wir ihnen nicht vorenthalten möchten. — Die versammelte Gesellschaft berathschlagt sich nämlich über den wichtigen Punct: wer das Kind zur Taufe halten soll. Plötzlich wird der Herr vom Hause vermisst, er hatte sich stillschweigend hinweggeschlichen, und hatte eine sehr dringende Beschäftigung: „Er frischte erst seine Frisur auf. Dann zog er die schwarzseidenen Hosen an, ferner die Patentstrümpfe, und die mit goldenen Blümchen gestickte Weste, ferner die neuen Schuhe mit den silbernen Schnallen, die er sich aus L** hatte kommen lassen, endlich das Festkleid, und die neuen dänischen Handschuhe. So trat er, den silberbeschlagenen Bambus und den dreyeckigen Hut in der Hand, in das Wochenzimmer. Ein lauter Jubel empfing ihn“ u. s. w. (Seite 91) Er bittet nun seine Schwiegermutter Pathinn seiner Tochter zu werden, welches diese auch bewilligt, und so schließt sich endlich die Erzählung. — Wer nach diesen Proben noch Lust nach dem Werke selbst hat, dem wünschen wir — gute Verdauungskraft!
R-k.